

DIE WELTWOCHEN



Mein Leben als schwuler Mann

Kurt Aeschbacher über Liebe, Ängste und die neue Diskriminierung.
Von Roger Köppel und Roman Zeller

Treibjagd auf Thiam

Wie der CS-Chef zur Strecke gebracht werden soll. *Von Kurt W. Zimmermann*

Mengele und die Schweiz

Auschwitz, Engelberg, Kloten: Stationen eines Massenmörders.
Von Christoph Mörgeli

Gewinnerinnen der Woche
Loredana, Wendy Holdener,
Phoebe Waller-Bridge

4 194407 006902 90

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d. Limmat**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkoenig.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 909'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.wilerbuch.ch



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'560'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.chlimbergsteig.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'271'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'491'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



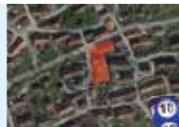
5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 931'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47
Preis ab 1'261'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8322 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis 900'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
Letzte Einheit reserviert!
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'371'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 5 ½ u. 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 506'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'130'500.-, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch



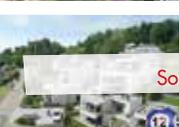
Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.leuberg.ch



Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder
per Telefon 052 235 80 00.



5 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8305 **Birchwil**, Rolf Flacher Tel. 044 316 13 21
Preis 2'059'000.-, Bezug ab Sommer 2020
Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft!
www.mira-birchwil.ch

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch&Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.

You Tube 

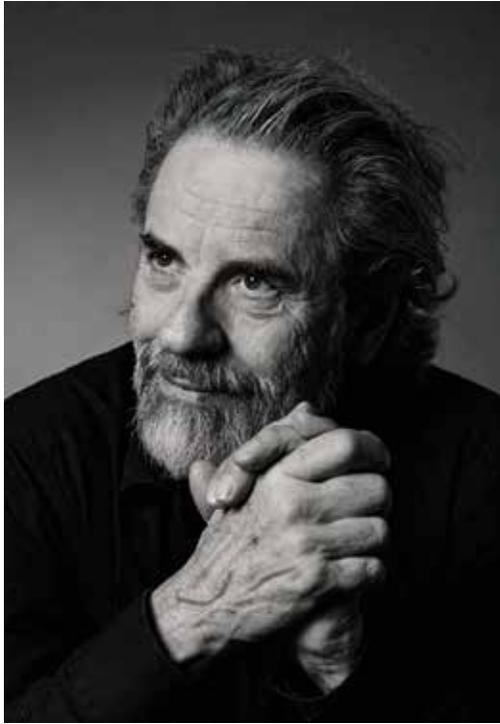
Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:


SVIT Immobilien-Messe in Zürich
27. - 29. März 2020, Lake Side Zürich


Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
3. - 6. Sept. 2020, Messe Zürich, Halle 5

Stand Februar 2020



Bildzauberer: Alberto Venzago.

Der Zürcher Fotograf Alberto Venzago gehört zu den Stars seiner Branche ohne Star-Allüren. Seine Bilder erschienen in der *Sunday Times* oder in Magazinen wie *Life*, *Stern* oder *Geo*. Er hat preisgekrönte Bücher und Filme produziert. Auch als Fotograf in Krisengebieten machte er sich einen Namen. Für die *Weltwoche* porträtierte der Bildzauberer den Schweizer Fernsehmacher und Star-Moderator Kurt Aeschbacher in dessen äusserst stilvoll eingerichteter Zürcher Wohnung. Die einfühlsame «Unter-die-Haut»-Fotografie Venzagos passt zum Thema: Wir haben uns mit Aeschbacher über ein intimes Thema unterhalten: seine Homosexualität. **Seite 24**

Die Swiss verzichtet auf den Bezug von Schokolade der Firma Läderach, weil die Besitzerfamilie angeblich ein homophobes Weltbild propagieren soll. Redaktor Alex Baur ist den Vorwürfen auf den Grund gegangen, die einer nüchternen Analyse nicht standhalten. Nichts weist darauf hin, dass bei Läderach irgendwer aus welchen Gründen auch immer diskriminiert wird. Baur zeichnet die Entstehung einer Diffamierungskampagne nach. Der Vorwurf der Diskriminierung fällt auf die Absender zurück. **Seite 34**

75 Jahre nach der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz rücken auch die Täter wieder ins öffentliche Bewusstsein. Zum Inbegriff eines rücksichtslosen, fanatischen Massenmörders wurde der SS-Lagerarzt Josef Mengele. Trotz fiebriger weltweiter Suche gelang es nie, ihn zu fassen: Er fand 1979 in

Brasilien einen natürlichen Tod, ohne seine rassistische Ideologie je zu revidieren oder seine Untaten zu bereuen. Manche Spuren von Mengele führen in die Schweiz. Christoph Mörgeli folgt aufgrund von neuen Dokumenten und aktuellem Wissensstand den Schweizer Stationen des meistgesuchten Kriegsverbrechers. **Seite 48**

Im Zentrum von Tel Aviv hat er heute sein Büro, von dem aus er Wagniskapital für israelische Hightech-Firmen akquiriert. Doch Ehud Olmert, ehemaliger Regierungschef Israels, der wegen Korruption verurteilt wurde und seine Gefängnisstrafe absass, spricht lieber über Politik als übers Geschäft. Im Interview mit der *Weltwoche* nimmt er Stellung zu Trumps jüngstem Nahost-Plan und vergleicht ihn mit seinem eigenen Friedensvorschlag, den er während seiner Amtszeit zusammen mit dem palästinensischen Präsidenten Mahmud Abbas ausgearbeitet hatte. Er sei Abbas so weit entgegengekommen, wie kein anderer Premier zuvor, sagt Olmert und erklärt, warum es am Ende doch nicht zum Frieden kam. **Seite 42**

Gibt es in der Schweizer Mediengeschichte einen vergleichbaren Fall zum aufgeheizten Hype um die Credit Suisse und ihre Banker? Gibt es einen Fall, bei dem sich Intrigen, Gerüchte und Vorverurteilungen in einem ähnlich hysterischen Masse jagten? Es gibt nur einen Fall, bei dem die Journalisten auf der Hetzjagd derart überdrehten, schreibt Kurt W. Zimmermann. Es war der Fall Elisabeth Kopp, vor fast genau dreissig Jahren. **Seite 4, 14**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (*Wirtschaft*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Michael Bahnerth, Alex Baur,
Erik Ebnetter, Katharina Fontana,
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,
Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Thomas Renggli, Chris von Rohr,
Peter Ruch, Peter Rüedi,
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),
Tamara Wernli, Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann

Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
Beat Zaugg, Dieter Zwicky

Website: Alex Merz, Tim Tassonis

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga Huber

Verlag:

Verlagsleiter: Sandro Gianini

Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst:

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: GLA United

Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann

Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Als ob Idi Amin seine Zelte aufgeschlagen hätte

Auf den Chef der Schweizer Traditionsbank Credit Suisse, Tidjane Thiam, prasseln immer wildere Anschuldigungen und Unterstellungen ein. Man muss aufpassen mit dem R-Wort, aber hat die fast schon blutrünstige Berichterstattung nicht doch auch einen rassistischen Unterzug? Von Roger Köppel

Mitleid muss man keines haben. Der Mann verdient Millionen und residiert in einer wunderschönen Villa am Zürichsee. Obwohl er selber kein aufsehenerregendes Privatleben führt, zählt laut Zeitungsberichten der Hollywoodschauspieler George Clooney zu seinen Freunden. Und ohnehin hat die Finanzindustrie, in der er arbeitet, spätestens seit der grossen Krise von 2008 ein selbstverschuldet miserables Image.

Nehmen wir gleich die beiden Schweizer Grossbanken UBS und Credit Suisse. Der Aktienkurs dieser Unternehmen ist heute ungefähr dort, wo er schon vor dreissig Jahren war. Dazwischen aber kassierten die Führungskräfte ohne jedes persönliche Risiko schätzungsweise rund 100 Milliarden Franken an Boni und Belohnungen. Die langfristigen Eigentümer hingegen blieben ohne Mehrwert auf ihren Anlagen sitzen, obwohl sie das ganze Risiko trugen.

Skandal der Enteignung

Der Dramatiker Bertolt Brecht schrieb, es sei ineffizient, eine Bank auszurauben. Klüger sei es, eine Bank zu gründen. Am einträglichsten allerdings ist es – das wissen wir seit der Finanzkrise –, für eine Bank zu arbeiten.

Was auf den Finanzplätzen abging, ist ein Skandal der Enteignung.

Vor diesem Hintergrund leicht entflammbarer Ressentiments spielt sich die Geschichte des eingangs geschilderten Mannes ab. Er heisst Tidjane Thiam, stammt von der Elfenbeinküste, hat einen französischen Pass und leitet seit 2015 die damals schwerstangeschlagene Schweizer Traditionsbank Credit Suisse.

Noch vor einem halben Jahr, im Sommer 2019, stand Thiam vor der Erklommung eines weiteren Gipfels in seiner ruhmvollen Laufbahn. Das angesehenen Fachblatt *The Economist* würdigte den Ivorer in einem ausführlichen Artikel. Der Titel lautete in Anspielung auf einen berühmten Roman des Schriftstellers Albert Camus: «L'étranger» – der Fremde. Die Überschrift war ein heimlicher Volltreffer, denn sie sollte erst in den kommenden Monaten ihren eigentlichen Sinn enthüllen.

Sogar der *Economist* lobte

Thiam, lobte das Blatt, habe die CS durch entschlossenes Durchgreifen aus dem «Fegefeuer» gerettet und dringend benötigtes Kapital in der Höhe von 10 Milliarden Franken beschafft. Seinem eisernen Zahlenmanage-



Melancholische Dimension: Sanierer Thiam.

ment sei ein Kostenabbau von 4 Milliarden Franken zu verdanken. Die Sanierung sei nun abgeschlossen, und Thiams Leistung sei auch deshalb bemerkenswert, fügte der Autor hinzu, weil er im Unterschied zu früheren CS-Chefs kein «Insider», kein langjähriger Mitarbeiter oder Bankenkenner sei, sondern ein Aussenseiter, ein gänzlich Branchen- und Landesfremder, der trotzdem mutig «in den Sturm marschierte». Wie wahr.

Als diese Zeilen gedruckt wurden, erschien auch in der *Weltwoche* ein anerkennendes Interview mit dem CEO der Credit Suisse. Dort erzählte er erstmals von seinen Wurzeln in Afrika, seinen Erfahrungen mit rassistischen Kolonialbeamten und seinem Aufstieg in einer von Weissen dominierten Industrie, zuerst bei den Versicherungen, dann bei einer Schweizer Grossbank. Er unterstrich seinen bereits im welschen Fernsehen geäusserten Wunsch, spä-

ter die schweizerische Staatsbürgerschaft annehmen zu wollen.

Man hatte den Eindruck, dass sich Thiam, der schweigsame Aufräumer, der schwer Fassbare, der Fremde, nach dreieinhalb Jahren entbehrensreicher Sanierungsarbeit in der Schweiz nun allmählich zu entspannen, zu öffnen, wohl zu fühlen und einzuleben schien. Es passte, dass ihn das Fachmagazin *Euromoney* eben als «Banker of the Year» ausgezeichnet hatte für seinen «radikalen Dreijahresplan», mit dem er die Credit Suisse «neu erfunden» habe.

Dann explodierte alles.

Was die folgenden Ereignisse und Verwicklungen so besonders macht, ist die Nichtigkeit ihres Ursprungs. Wir brauchen die Geschichte im Detail nicht noch einmal nachzuerzählen: Es geht um die Eskalation eines Nachbarnschaftsstreits zwischen Thiam und seinem

damaligen Star-Angestellten Iqbal Khan. Dass die beiden Top-Bankiers ausgerechnet auf direkt angrenzenden Grundstücken in der Zürcher Goldküstengemeinde Herrliberg nebeneinander leben, gehört zu den skurrilsten Zutaten in diesem Fall.

Sadistische Zahnärzte

Auslöser war ein Zusammenstoss an einem Neujahrscocktail im Hause Thiam zwischen dem CS-Chef und seinem dekorierten Mitarbeiter vor einem Jahr. Ein paar Monate später wechselte Khan zum Konkurrenten UBS. Die CS liess Khan darauf beschatten, weil sie befürchtete, der Starbanker ziehe Assets und Mitarbeiter ab. Die dilettantisch gesteuerte Spionage flog auf. Khan klagte gegen die CS. Der Name des Detektivbüros sickerte durch, und am Ende nahm sich ein Mittelsmann zwischen Bank und Detektei das Leben.

Erstaunlich war, dass der tragische Selbstmord in Rekordzeit aus den Schlagzeilen verschwand, weil die Medien angesichts der bizarren Geschichte einfach mehr Gefallen daran zu entwickeln schienen, die beiden Chefs der CS, Verwaltungsratspräsident Urs Rohner und CEO Tidjane Thiam, ins scharfgestellte Visier zu nehmen. So, wie sich der angesammelte Frust der benachbarten Spitzenbanker an jenem Cocktailabend krachend entlud, brach in den Medien nun schubweise die aufgestaute Häme gegen die Geld-Industrie am Zielobjekt der beiden Prestigebanker durch.

Wie sadistische Zahnärzte verbohrt sich die Journalisten in die angeblichen und tatsächlichen Entzündungen, Bruchlinien und Haarrisse in der Beziehung zwischen dem Präsidenten und seinem CEO. Als sich Rohner zum Beispiel in einer ersten Stellungnahme eher schwebend äusserte – beide Streithähne hätten ihm ihre eigene Version des Cocktailabends erzählt –, wurde dies bereits als unzweideutiges Misstrauensvotum gegen Thiam gewertet, der nun wahrheitsmässig auf die gleiche Stufe gestellt worden sei wie der tiefer rangierte Khan.

Der Mann aus Afrika

Die Deutungsmaschinerie rotierte weiter. Anfang Oktober stellte Rohner einen Untersuchungsbericht des Verwaltungsrats zur entgleisten Beschattungsaffäre vor. Allein die Tatsache, dass Thiam das Heft aus der Hand genommen und auch seine Rolle untersucht worden war, wirkte demolierend für den CEO. Durch den VR in eine passive Rolle gedrängt, musste er mit ansehen, wie sein treuer Untergebener Pierre-Olivier Boué und dessen Sicherheitschef Remo Boccali gegen seinen Willen entlassen wurden. Rohner, selber unter Mediendruck, profilierte sich als Ausputzer auf Kosten Thiams, der in den Medien immer schärfer angegriffen wurde. Die Bruchlinie blieb sichtbar, auch wenn sich der Präsident in

Interviews wieder felsenfest hinter Thiam stellte.

Am CEO blieb vor allem Rohners Satz kleben, in der CS gebe es keine Überwachungen und Beschattungen von Mitarbeitern, das sei kulturfremd und werde in keiner Weise toleriert. Das apodiktische Wort erstaunte. Staaten haben die Polizei, um ihre Bürger zu schützen. Grosse Konzerne und vor allem Banken haben Sicherheitsabteilungen, um ihre Kunden und deren Assets zu schützen. Keine Frage, die Khan-Bespitzelung war ein peinlicher Fehlschlag mit tragischen Folgen. Aber ist es grundsätzlich nicht legitim, ja zwingend, dass eine Bank notfalls auch Mitarbeiter überwacht

Von nun an waren die Schleusen geöffnet. Flutartig erschienen Dutzende von Artikeln.

bei begründetem Verdacht auf firmen- oder kundenschädigendes Verhalten? Oder hatte mit dem Mann aus Afrika tatsächlich eine völlig neue Kultur im Bankenwesen Einzug gehalten?

Von nun an waren die Schleusen geöffnet. Flutartig erschienen Dutzende von Artikeln. Thiam war als Sanierer und Aufräumer mit einem starken Team geholt und gelobt worden. Nun auf einmal wurde er als autokratisch-autistischer Herrscher beschrieben, als eine Art Stammesfürst mit einem treuergebenen Zirkel von vertrauten Untertanen, die mit ihrem Häuptling ein «Klima der Furcht» verbreiten würden. Der Ivorer («Militärputsch») pflege einen «autoritären», «autokratischen», «ungehobelten» Führungsstil. Kritik akzeptiere er nicht, entschieden werde («autokratisch») im allerkleinsten Kreis, und der Fall Khan, so wurde rufschädigend insinuiert, sei

vielleicht sogar als Hinweis auf brodelnde Gewaltbereitschaft zu verstehen.

An Krokodile verfüttert?

Man muss mit dem R-Wort aufpassen, aber beim Lesen der Texte prägte sich irgendwann fast zwangsläufig die Vorstellung ein, als ob am Zürcher Paradeplatz eine Art Idi Amin sein Hauptquartier aufgeschlagen habe, ein finsterner afrikanischer Despot, der seine Kritiker und Konkurrenten wenn nicht an Krokodile verfüttert, so doch mit semikriminellen Methoden aus dem Verkehr zu ziehen versucht. Als dann kurz vor Weihnachten noch die Meldung ruchbar wurde, es habe trotz Rohners Versicherungen eine weitere Beschattung gegeben, kochte die Gerüchteküche gegen Thiam vollends über.

Ist es schon Rassismus? Oder sind es nur Journalisten, die Blut gerochen haben?

Thiam wurde zur Projektionsfläche immer wilderer Anschuldigungen. Verschwörungstheorien kamen auf. Genüsslich druckten die Sonntagszeitungen Giftmüll. Der Manager von der Elfenbeinküste, poppte es in Newsportalen auf, sei nicht nur Diktator. Der «leidenschaftliche Tänzer» habe auch «Frauengeschichten». Beweise? Keine. Die NZZ behauptete, hinter der Khan-Affäre stehe in Wirklichkeit Thiams Versuch, durch «schmutziges Material» einen Dritten zu belasten. Belastbare Belege? Fehlanzeige. Die Sonntagszeitung titelte am 19. Januar: «Thiam von Strafermittlung betroffen». Tatsache ist: Thiam ist und war zu keinem Zeitpunkt Gegenstand strafrechtlicher Untersuchungen.

Keine Wehleidigkeit: Thiam wird gut bezahlt. Er muss die Treibjagd aushalten. Auch wenn er nicht am Schlamassel schuld ist, er ist als Chef verantwortlich für alles, was in seiner Firma passiert. Die Machtkämpfe mit dem VR sind beschwerlich und mühsam, aber auch das gehört zum Alltag in vielen Konzernen. Trotzdem hat diese Geschichte eine melancholische Dimension. Ausgerechnet in dem Moment, als Thiam, der bisher ungewöhnlichste Chef der Credit Suisse, die ersten Früchte seines Erfolgs hätte ernten können, stürzte er mit einer absurden Affäre ab.

Spielte Thiams Hautfarbe für die Berichterstattung eine Rolle? Er könnte es so empfinden, und vielleicht hätte er nicht einmal ganz unrecht. Als er kam, schien er unter Denkmalschutz zu stehen. Um so heftiger brachen die Dämme, als die CS-Führung Schwächen zeigte. Die gleichen Journalisten, die sonst Welt-offenheit als zivilisatorisches Ideal predigen – ohne jemals länger ausserhalb der Schweiz gelebt zu haben –, erklären nun Thiam, den Ivorer, der in Frankreich studiert und in England gearbeitet hat, zum Unheilbringer einer fremdländischen Autokratie. Der Skandal wird zur Komödie. Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?

Bei uns ist kein
Kunde König.
Unsere Patienten
sind Kaiser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und
individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Grüne Ambitionen: Anne Hidalgo. Seite 44



Wer will schon Topmodel werden? Seite 58



«Jeder Staat hätte so gehandelt wie ich, einschliesslich der Schweiz.»

Ehud Olmert: Seite 42

Titelgeschichte

24 Kurt Aeschbacher

Mein Leben als schwuler Mann

56 Das schwule Genie

Von Michelangelo bis Elton John

Kommentare & Analysen

5 Editorial

9 Kommentare

Boris macht's vor

10 Kultur Selbstgeisselung

10 Kriminalität Tatort Basel

11 Eilmeldung René Benko:

Österreich übernimmt

12 Porträt der Woche

13 Herodot

Trump-Plan legalisiert Status quo

14 Kopf der Woche Tidjane Thiam:

Heckenschützen auf der Redaktion

20 Mörgeli Macht geht vor Recht

20 Bodenmann

Sommaruga gegen Trump

21 Medien Gut versichert

21 Die Deutschen Heimatabend

46 Ausland

Epidemie, Pandemie, Infodemie

Inland

28 Alec von Graffenried

Berns grüner Schlossherr

31 Hey, ich bin der Adrian

Duz-Kultur bei der Steuerverwaltung

33 Beschädigte Justiz

Trauerspiel am Bundesstrafgericht

36 Läderach-Schokolade

Hexenjagd im Schoggiland

Ausland

40 Bastion des Empire Die BBC

verkörpert die britische Identität

42 Ehud Olmert Israels Ex-Premier

über Trumps Friedensplan

44 In Paris regiert «König Ubu»

Wettstreit um das Stadtpräsidium

45 Inside Washington

Stunde der Stümper

47 Europa vor neuer Migrationskrise

Die Balkanroute wird wieder attraktiv

Wirtschaft & Wissenschaft

30 Irres Spiel Das Pariser

Klima-Abkommen in der Sackgasse

36 ETH Grosses Führungsschlamassel

48 Mengele und die Schweiz

Spuren des Massenmörders

Kultur & Gesellschaft

32 Hakan Yakin

Der cleverste Arbeitslose der Schweiz

38 Verloren in der eigenen Vielfalt

Gewinner und Verlierer der Woche

54 Phoebe Waller-Bridge

Zeitgeist fliesst ihr aus der Feder

58 «Germany's Next Topmodel»

Heidi Klums neuer Frauentyp

Rubriken

9 Im Auge Hugh Grosvenor

18 Personenkontrolle

19 Nachruf Stephen Joyce

22 Darf man das?

22 Leserbrief

23 Fragen Sie Dr. M.

52 Ikone der Woche Liam Gallagher

58 Die Bibel Gesetzeshärte

59 Jazz Marc Copland/Drew Gress,

Joey Baron

60 Kino «Il traditore»

61 Knorrs Liste

61 Körzis Hollywood

«And the Oscar goes to ...»

62 Thiel Homoregulierung

62 Namen

Der Prinz ist schon wieder weg

62 Fast verliebt Grenzen ziehen

63 Unten durch Blüte der Frau

64 Wein Schläfer aus Portugal

64 Salz & Pfeffer

Und was für Gemüse!

65 Auto Mini Cooper SE

66 Tamaras Welt

Studenten, schreiende Babys



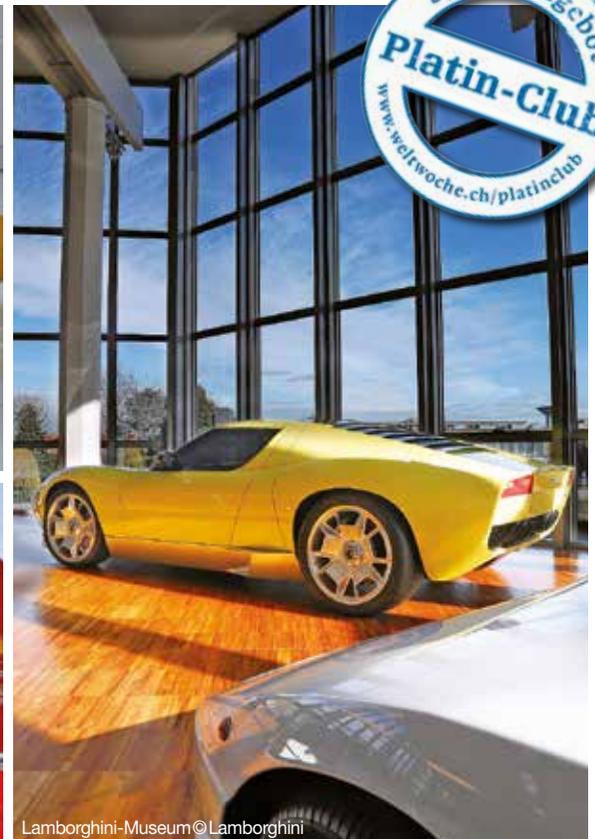
Ferrari-Museum © Ferrari



Ducati-Museum © Dino Eslele



Ferrari-Museum Paddock © Museo Ferrari



Lamborghini-Museum © Lamborghini



VIP-Spezialreise «Motor Mania e Dolce Vita» Diamanten auf Rädern erleben

Allein die Namen lassen aufhorchen: Lamborghini, Maserati, Ducati, Ferrari und Pagani. Die Herzen der Fans von edlen und schnellen Motorfahrzeugen werden auf dieser fünftägigen Reise höherschlagen! Erleben Sie unvergessliche Anblicke, exklusive Führungen durch Produktionswerke und Museen und so manchen kulinarischen Hochgenuss.

Start frei! Sie wohnen in einem 4-Sterne-Hotel im Herzen von Bologna. Im Stadtteil Borgo besuchen Sie am zweiten Tag das Werk des leidenschaftlichen Motorradherstellers Ducati. Unterhaltsam wird Ihnen die spannende Geschichte des Unternehmens präsentiert. Nächster Stopp: Lamborghini. Der Neffe des Firmengründers, Fabio Lamborghini, beehrt Sie in seiner Stamm-Trattoria beim Mittagimbiss. Diese Begegnung steigert die Vorfreude auf den Rundgang durchs Werkmuseum. Und es öffnen sich für Sie auch die Türen zum Ferruccio-Lamborghini-Privatmuseum. Technik und Emotion werden spürbar.

Am dritten Tag lockt das Maserati-Museum auf dem Landgut der Familie Panini. Berausende Impressionen! Nachdem Sie mittags typischen Parmigiano genossen haben, widmen Sie sich dem wohl exklusivsten Automobilhersteller der Welt: Pagani. Im legendären Unternehmen wird

Automobilbau zur Kunst. Zum Tagesabschluss werden Sie auf einem Weingut zur Degustation und zum Abendessen erwartet.

Bella Bologna erleben Sie am Vormittag des vierten Reisetages auf dem Rundgang durch die historische Altstadt. Am Nachmittag sehen Sie Rot: Die Scuderia Ferrari in Maranello steht auf dem Programm! Eine Tour durch die Auto schmiede gibt erste Eindrücke, es folgt eine Zeitreise durch die Ferrari-Geschichte im Museum. Wer das Erlebnis noch steigern möchte, hat Gelegenheit zur Probefahrt im Ferrari F430 auf den Strassen rund um Maranello.

Zum Finale speisen Sie im Stammlokal der Formel-1-Piloten: totaler Genuss im Ristorante «Montana» in Fiorano Modenese. Sie sind am Ziel Ihrer Träume!

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platin-club.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Spezialreise «Motor Mania e Dolce Vita»
1. bis 5. April 2020

Leistungen:

- Swiss-Flüge Zürich-Venedig-Zürich
- 4 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel
- 1 Abendessen mit Aperitif
- 1 Mittagimbiss mit Fabio Lamborghini
- 1 Parmigiano-Verkostung
- 1 Weindegustation mit Spezialitäten
- 1 Abendessen im Restaurant «Montana»
- Ausflug Ducati-Werk und Lamborghini-Museum
- Ausflug Maserati-Museum und Pagani-Werk
- Ausflug Altstadt Bologna
- Ausflug Ferrari-Werk und Museum
- Qualifizierte Reiseleitung

Preis:

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 1795.-
Für Nichtabonnenten: Fr. 2095.-
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 280.-
Ferrari-Probefahrt: Fr. 125.-

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

BRUNO MANSER

Umweltaktivist



Das neue **Du** Nr. 898 im Februar.

Der aktuelle Film «Kampf um den Regenwald» hat uns inspiriert, eine *Du*-Ausgabe über das Leben und Werk von Bruno Manser herauszugeben. Wir zeigen in der Ausgabe Fotos von 1986, als der Schweizer Fotograf Alberto Venzago ihn in seinem Urwaldversteck fotografierte. Und wir berichten, wie gefährdet die indigenen Völker, die Artenvielfalt und das Klima im tropischen Regenwald von Borneo bis heute sind.

Jetzt erhältlich im Buchhandel und auf info@du-magazin.com und www.du-magazin.com

Boris macht's vor

Von Urs Gehrig — Selbstbewusst hat Boris Johnson der EU den Tarif erklärt. Hat die Schweizer Regierung mitgehört?



Ohne Wenn und Aber: Boris Johnson.

Die Scheidung ist vollzogen. Nun beginnt das Ringen um das neue Verhältnis. Mit einem fulminanten Auftritt stellte Grossbritanniens Premier Boris Johnson am Montag klar, was er von einem künftigen Handelsabkommen mit der EU erwarte. Er wählte dafür einen symbolischen Ort: Greenwich, den Nullmeridian, das historische Zentrum der britischen Marine. Die Botschaft war klar: Unser Horizont reicht über Europa hinaus, er umspannt die Welt.

Auf der Startrampe

Bis in die widerborstigen Haarspitzen geladen, richtete Johnson den Blick zum Himmel respektive an die Decke des Old Royal Naval College, wo das Gemälde von James Thornhill prangt. «Triumph des Friedens und der Freiheit über die Tyrannei» heisst es und symbolisiert in barockem Farbgetöse inmitten von Ruder, Segel, Pulverfässern und Sextanten Grossbritanniens Aufstieg zur Weltmacht. «Dies war der Moment, da sich alles in Bewegung setzte», sagte Johnson, «wenn wir den Mut aufbringen, dem Instinkt und dem Auftrag des britischen Volkes zu folgen, kann dies zu einem neuen Moment auf der Startrampe werden.»*

Selbstbewusste Geste, Klarheit in Wort und Ton – Johnsons Ansprache, gehalten als Philippika, enthielt alle Zutaten einer brillanten Aufbruchsrede, die für die Schweiz von besonderem Interesse ist. Ohne Wenn und Aber erteilte er der Brüsseler Einverleibungslogik eine

Absage. Die EU will unabhängigen Staaten wie Grossbritannien und der Schweiz bekanntlich die eigenen Binnenmarktregeln aufs Auge drücken, nach dem Motto: Wenn ihr mit uns Handel treiben wollt, müsst ihr euch unseren Konditionen unterwerfen: bezüglich Personenfreizügigkeit, Steuergesetzen, Kündigungsschutz, Gerichtsbarkeit et cetera. Völlige Harmonisierung wird von Brüssel erwartet, auch dort, wo es gar nicht um Wirtschaft und Exporte geht.

Johnson macht deutlich, dass Grossbritannien dies nicht akzeptieren wird: «Für ein Freihandelsabkommen ist es nicht notwendig, dass wir die EU-Regeln über Wettbewerbspolitik, Subventionen, Sozialpolitik, Umwelt oder Ähnliches akzeptieren, genauso wenig wie die EU verpflichtet sein sollte, die britischen Regeln zu akzeptieren.»

Ganz anders gerieren sich unsere «Leader». Unter Schweizer Unterhändlern herrscht noch immer die Meinung vor, der Zugang zum EU-Binnenmarkt sei das Mass aller Dinge. Sekundiert von unserer Exportindustrie, von Economiesuisse, Swissem und Bundesräten der FDP, versuchen sie – Bückling – ein Rahmenabkommen mit der EU auszuhandeln, das einer Unterwerfung unter EU-Recht gleichkommt.

Für Johnson kommt ein solches Abkommen nicht in Frage. «Das Vereinigte Königreich wird die höchsten Standards in allen Bereichen aufrechterhalten – in vielerlei Hinsicht besser als die der EU – ohne den Zwang eines Vertrages.» Johnson will kein Abschottungsmodell, sondern enge Zusammenarbeit, aber nicht in Form einer imperialistischen Zwangsübertragung der EU-Normen, sondern in einer Zusammenarbeit unter Gleichen. Er verfolgt das neu-alte Modell der wirtschaftlichen Kooperation: den Freihandel auf der Grundlage der WTO-Regeln.

Johnsons Erfahrung mit der EU kann auch die Schweiz mit Zuversicht erfüllen. So hatte die EU noch vor kurzem kategorisch ausgeschlossen, mit dem neuen Premier das Austrittsverfahren neu auszuhandeln. Und doch hat sie es getan. Freilich lässt sich die Lage der Schweiz nicht eins zu eins mit derjenigen Grossbritanniens vergleichen. Dennoch lässt sich aus Johnsons Tour de Force ablesen: Wer selbstbewusst und entschlossen auftritt, verschafft sich Spielraum. Und die EU ist schwächer, als sie sich gibt – innere Konflikte reiben die Union auf. Die Schweiz braucht sich von autoritärer Rhetorik nicht einschüchtern zu lassen.

*Johnsons Rede finden Sie auf www.weltwoche.ch/Dokumente

Heimlich King



Hugh Grosvenor, Junggeselle.

Jetzt, da Harry und Meghan in ihre Neue Welt abgetaucht sind und das Vereinigte Königreich der EU goodbye gesagt hat, erscheint aus dem skandalfreien Nichts ein diskreter jugendlicher Gentleman, dessen rote Stoppelhaare entfernt noch an seinen Freund Harry erinnern, auf dem Parkett: der begehrteste Junggeselle. Hugh Grosvenor, korrekt Hugh Richard Louis Grosvenor, 7th Duke of Westminster und 16th Baron Eaton, besitzt mehr vom britischen Territorium als die Queen, nämlich 0,22 Prozent gegenüber ihren 0,03 Prozent. Und vor allem gehört ihm – in einem steuergünstigen Trust barriadiert – halb London, wo London am begehrtesten ist, in Mayfair, Belgravia, Pimlico, ferner unermessliche Ländereien sowie Immobilien und Boden in sechzig weiteren Staaten, hauptsächlich Spanien.

Er ist soeben 29 geworden, und nichts war zu erfahren, ausser dass er der weltweit reichste unter Dreissigjährige sei mit vermutlich elf Milliarden Pfund, während die leichtsinnige Feier des 21. Geburtstags noch nationales Stirnrunzeln erzeugt hatte, als angeblich 5,8 Millionen für die 800 Gäste verpufften. Der kleine Hugh erfuhr praktische Bodenhaftung in einer öffentlichen Grundschule nahe des Familienschlosses Eaton Hall. Studiert hat er Public Services (Verwaltung) am Ellesmere College, er amtierte dort als Studentenvorstand und als Captain des Fussballteams. In Newcastle Schloss er, mittelmässig, in Landwirtschafts-Management ab. Er interessierte sich für neue Biotechnologie-Verfahren und arbeitete mit offenem Hemdkragen als Kundenberater für Bio-Bean, eine Firma, die Energie aus Kaffeesatz gewinnt. Vor vier Jahren erbt er seinen heutigen Titel und das Immobilien-Empire, das er über die Grosvenor Group aus einem Büro im zweiten Stock des Landsitzes steuert. Er scheint absolut imprägniert gegen alle mediale Zudringlichkeit. Nur seine Schwester Lady Tamara machte unlängst etwas Lärm, wegen einer Verkehrsbusse. Sie behauptete, sie wisse nicht, wer welches ihrer vielen Autos benutze; bezahlen musste sie dennoch. Peter Hartmann

Selbstgeisselung

Von Peter Keller — Die Kunstgeschichte sei zu stark europäisch geprägt. Wirklich?

Die amerikanische Elite-Universität Yale streicht ihren berühmten, seit Jahrzehnten bestehenden Einführungskurs in die Kunstgeschichte. Die Uni reagiere damit auf das «Unbehagen» der Studenten, ist in den *Yale Daily News* zu lesen. Bei der «Einführung in die Kunstgeschichte: Renaissance bis Gegenwart» handle es sich um einen idealisierten westlichen Kanon: zu weiss, zu heterosexuell, zu europäisch, zu männlich. Der bisherige Dozent, Professor Tim Barringer, meint selbstkritisch, europäische Kunst auf ein Podest zu stellen, sei «problematisch».

Nun wird also das Podest leer geräumt, und man fragt sich, wohin die Geisteswissenschaft treibt, wie viel Geist und Wissenschaft ihr noch bleiben vor lauter Drang zur Selbstgeisselung. Ziemlich genau vor 500 Jahren starb in Rom das Renaissance-Genie Raffael, bekannt für seine sphärischen Madonnenbilder, aber auch ein handfester Baumeister, der die Leitung der neuen Peterskirche übernahm. Aber eben: zu weiss, zu europäisch, zu männlich und wahrscheinlich auch zu heterosexuell.

War Einstein zu heterosexuell?

Die Geisteswissenschaften entkoppeln sich zusehends von der Wirklichkeit. Denn ob in der Sixtinischen Kapelle oder in den berühmten Uffizien von Florenz: Buchstäblich die ganze Welt drängelt sich vor den grossen europäischen Kunstwerken. Und auch vor da Vincis «Mona Lisa» versammelt sich ein Publikum, das nicht nur europäisch, männlich, weiss oder heterosexuell ist. Aber eines verbindet: die Freude an der Schönheit.

Wenn nun die Yale-Universität versichert, die Abteilung für Kunstgeschichte sei fest entschlossen, die «intellektuelle Vielfalt» ihrer Studenten abzubilden, dann ist das etwa so sinnvoll, wie wenn ein Chirurg sich nach den operativen (Nicht-)Fähigkeiten seiner Patienten ausrichten würde. Das ist nur noch bizarr. Keinem Physik-Departement einer Universität käme es in den Sinn, seine Lehrbücher nach Kriterien zusammenzustellen, ob etwa ein Albert Einstein zu europäisch oder zu heterosexuell war. Was zählt, ist, ob die jeweiligen physikalischen Erkenntnisse etwas taugen oder nicht.

Wenn die Geisteswissenschaften tatsächlich so sehr an ihrer zu weiss und zu männlichen Herkunft leiden, dann sollten sie sich besser zum Wohl der Menschheit abschaffen.

Tatort Basel

Von Markus Melzl — Basel ist die gefährlichste Stadt der Schweiz. Dafür mitverantwortlich sind übertrieben polizeikritische Politiker. Die Nähe zum Ausland erschwert die Situation zusätzlich.



Massive Sogwirkung über die Kantons- und Landesgrenzen hinaus: Basel.

Am vergangenen Samstag, kurz vor halb acht Uhr morgens, wurde in Basel an der Elsässerstrasse eine junge Frau auf offener Strasse vergewaltigt. Zwei als Portugiesen beschriebene Männer verfolgten ihr Opfer bis vor die Haustür, wo es von einem Täter festgehalten wurde, während der zweite die Frau vergewaltigte. Nach der Tat flüchteten die beiden Männer, und sie konnten bislang nicht gefasst werden. Der Tatort befindet sich im Basler Aussenquartier St. Johann, das direkt an der Grenze zu Frankreich liegt, wobei der Ausdruck Grenze in Anbetracht der uneingeschränkten Bewegungsfreiheit ein Hohn ist.

Nach diesem Verbrechen stellt sich wieder einmal die Frage, was in Basel los ist. Dazu braucht es vorweg einen Blick in die Kriminalstatistik, gemäss der der Kanton Basel-Stadt auf dem unlöblichen ersten Platz als Kriminalitäts-Hotspot rangiert und somit der kriminellste Kanton der Schweiz ist. Basel liegt zudem mit 12,6 Gewaltstraftaten pro tausend Einwohner auch an der Spitze der gewalttätigsten Schweizer Städte.

Kriminalitätslage wird negiert

Wer die Problematik vertiefen will, kommt um die Frage der Ausländerkriminalität nicht herum. Im Jahresbericht 2018 (Zahlen für 2019 liegen noch nicht vor) der polizeilichen Kriminalstatistik Basel-Stadt wird ausgewiesen, dass 61 Prozent aller Zuwiderhandlungen gegen das Strafrecht von Ausländern begangen werden. Somit liegt der Anteil von Schweizer Tätern bei 39 Prozent. Zum Vergleich: Gesamtschweizerisch sind 48 Prozent der Straftäter Schweizer, 52 Prozent Ausländer.

Wie lassen sich diese Unterschiede erklären? Die Stadt Basel entfaltet eine massive Sogwirkung über die Kantons- und Landesgrenzen hinaus und zieht im hohen Masse gewaltbereite Vertreter der «24 Stunden Konsum und Spass»-

Gesellschaft an. Zudem wirken sich die politischen Rahmenbedingungen des Kantons Basel-Stadt zweifellos negativ auf die Arbeit der Polizei aus. Das rot-grün dominierte Parlament misstraut der Polizei mehrheitlich, möchte den Einsatz von Gummischrot verbieten und die Verwendung von Maschinenpistolen in Unkenntnis polizeitaktischer Vorgehensweisen regeln, verhindert die Anschaffung von notwendigem Einsatzmaterial und unterstellt den Polizeiangehörigen bei jeder Personenkontrolle «Racial Profiling». Das schafft keine guten Voraussetzungen für eine optimale Polizeitätigkeit.

Hinzu kommt ein bürgerlicher FDP-Polizeidirektor (Baschi Dürr), der im Herbst um seine Wiederwahl bangen muss und dem deshalb die Courage fehlt, sich auch mal klar gegen die Entscheide des links-grünen Gesamtregierungsrates zu positionieren. Symptomatisch für diese katastrophale Situation ist die Publikation einer Broschüre für Neuzuzüger, mit dem Hauptaugenmerk auf Expats. Darin hält das Basler Präsidialdepartement, in vollkommener Negierung der Kriminalitätslage, wörtlich fest: «Basel has a low crime rate and residents feel safe in their city» (Basel hat eine niedrige Kriminalitätsrate, und die Einwohner fühlen sich in ihrer Stadt sicher).

All dies dürfte letztlich ursächlich sein für die besorgniserregende Kriminalitätsentwicklung im Kanton Basel-Stadt. Ein erster Schritt wäre eine robuster auftretende Polizei mit entsprechend abschreckender Wirkung. Denn gerade bei Personen aus fremden Kulturkreisen wird ein vorwiegend auf Deeskalation ausgerichtetes Vorgehen nicht als Freundlichkeit, sondern als Schwäche wahrgenommen. Dazu brauchte die Polizei aber den politischen Rückhalt, der weit und breit nicht zu sehen ist.

Markus Melzl ist ehemaliger Kriminalkommissar und früherer Sprecher der Staatsanwaltschaft Basel-Stadt.

Österreich übernimmt

Von Beat Gygi — Die Migros-Tochter Globus geht an das Immobilienreich von René Benko. Der österreichische Investor hat in zwanzig Jahren ein Vermögen von fast zwanzig Milliarden aufgebaut.



Immer unglaublich auf Touren: Selfmade-Milliardär Benko mit Gattin Nathalie.

Der Migros-Genossenschafts-Bund hat wie angekündigt die Kaufhaustochter Globus verkauft, und im Scheinwerferlicht steht als Käufer der 42-jährige österreichische Milliardär und Investor René Benko, der gegen Ende der 1990er Jahre, aus einfachen Verhältnissen kommend, in Innsbruck den Aufbau seines Immobilienunternehmens gestartet hat – quasi top-down: Begonnen hat er mit dem Ausbau von Dachböden, ungenutzten und unterbewerteten Immobilienanteilen, die er nach der Renovation teuer vermarkten konnte. Als Kurzformel für seine Karriere gelten etwa die Sprüche: «Österreichs heimlicher Kaiser» oder «Vom Schulabbrecher zum Milliardär». *Forbes* führt Benko in der weltweiten Liste der Milliardäre mit dem Stichwort «self-made» und einem Nettovermögen von 5,7 Milliarden Dollar. Mit einem Viertel Anteil an der *Kronen-Zeitung* wie am *Kurier* ist er seit 2018 auch ein Medienunternehmer.

Riesenprojekte innert Stunden

Seine Signa-Gruppe übernimmt nun in einem 50:50-Arrangement zusammen mit der thailändischen Central Group die Globus-Läden und -Immobilien, die laut Tos Chirathivat, Chef der Central Group, über eine Milliarde Franken wert sind. Die neuen Eigentümer wollen Globus «durch eine zügige Integration und nachhaltige Repositionierung zur führenden Luxuswarenhaus-Gruppe der Schweiz

mit starker nationaler Identität» weiterentwickeln. Ein Vorhaben, das Migros in langen Jahren nicht gelungen ist. Die Käufer sind zuversichtlich, dass sie mehr Erfolg haben werden, da Globus bei ihnen nun in den Verbund der Premium-Warenhausketten KaDeWe, Rinascente (Italien) und Illum (Dänemark) gelangt. KaDeWe, die Marke, die in Berlin als Kaufhaus des Westens seit mehr als hundert Jahren Weltläufigkeit ausstrahlt, wird gerade wieder neu auf Hochglanz gebracht.

Auch wenn mit Signa und Central Group ein Duo antritt – für viele ist nun René Benko der Hoffnungsträger, der Globus mit seinen heute knapp fünfzig Filialen und Immobilien in Zürich, Basel, Bern und St. Gallen und einem Hotel in eine Luxusumgebung bringen soll. Die Migros-Führung argumentierte gleich, ja ging gar so weit, sich in ihrer Medienmitteilung vom Dienstag praktisch schon in die Lage der Gegenseite zu versetzen: «Eigentümer der KaDeWe-Gruppe kaufen Globus», hiess der Titel – statt dass einfach gemeldet wurde, man verkaufe Globus und wer die Käufer seien.

Es ist allerdings nicht so einfach, die Käuferseite zu überblicken. In der privat geführten Signa-Gruppe ist Benko nicht im Board vertreten und auch nicht in den Führungsorganen der einzelnen Divisionen. Neben dem Board wurde auf Gruppenebene hingegen ein Beirat eingerichtet, laut den Angaben kein statutarisches Organ im herkömmlichen Sinn. Es ist ein strate-

gischer Beraterkreis mit Benko als Präsidenten und mit Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft, die Strategie und Weiterentwicklung sowie das Neugeschäft vorantreiben sollen. Das Wort «vorantreiben» passt zu Benko, der nach Schilderungen von Leuten, die ihn kennen, immer unglaublich auf Touren ist, der Riesenprojekte innert Stunden und Tagen entwirft, durchrechnet, in Gang bringt, die Zahlen dazu immer auswendig im Kopf hat, scharf ist in der Analyse und ein eindrückliches Gespür dafür hat, wie sich Bodenpreise entwickeln und wo sich Gelegenheiten zum Investieren ergeben – und wie Investoren für seine Sache gewonnen werden können, etwa 2001 Karl Kovarik oder 2009 der griechische Reeder George Economou.

Debüt in den USA

Weitere Mitglieder des Beirats sind der frühere österreichische Kanzler Alfred Gusenbauer, die deutsche Beraterlegende Roland Berger, die Wüstenrot-Chefin und frühere Vizekanzlerin Susanne Riess oder Lindt-&Sprüngli-Verwaltungsratspräsident Ernst Tanner, der rund einen Zehntel des Kapitals hält.

Eine konsolidierte Bilanz und Rechnung ist für Aussenstehende nicht verfügbar, sondern nur Angaben über die verschiedenen Standbeine. Im Bereich Signa Real Estate wird ein breites Portefeuille von Immobilienprojekten in den deutschsprachigen Ländern und Italien entwickelt und verwaltet, die auf einen Wert von 19 Milliarden Euro brutto veranschlagt werden. Beobachter schätzen, dass der Fremdkapitalanteil um die 50 Prozent betragen dürfte. Grösstes und glanzvollstes Immobilienunternehmen der Gruppe ist der Bereich Signa Prime Selection AG, der auf Objekte an besten Innenstadtlagen in Deutschland, Österreich und Norditalien ausgerichtet ist und mehrheitlich kontrolliert wird durch die Signa Holding und die Familien-Privatstiftung. Als Aktionäre dabei sind etwa auch die deutsche RAG-Stiftung, der österreichische Milliardär Johann Graf, Roland Berger oder die Privatstiftung des verstorbenen Formel-1-Weltmeisters Niki Lauda.

Das Portefeuille enthält neben dem KaDeWe unter anderem das Kaufhaus Tyrol in Innsbruck, wo Benko 2010 in seiner Heimatstadt mit Star-Architekt David Chipperfield ein Vorzeige-Einkaufszentrum errichtet hat. Nach diesem Einstieg ins Warenhausgeschäft expandierte er in Deutschland, zuerst durch den Kauf von Karstadt und dann, nach mehreren Anläufen, mit der Akquisition der Kaufhof-Gruppe und der Zusammenführung der beiden Ketten. Hinzu kamen Möbelketten und Webshops. So ist die Signa-Retail-Einheit mit rund 45 000 Mitarbeitern und einem Gruppenumsatz von 7,2 Milliarden Euro pro Jahr zu einem arbeitsintensiven Riesen geworden. Zu den jüngsten kühnen Taten zählt Benkos Debüt in den USA mit dem Kauf des Chrysler Building in New York.



DIE UNSICHERHEIT WÄCHST

Ausland

Am 31. Januar verlässt Grossbritannien die EU. Premier Boris Johnson feiert den Brexit als «Aufbruch in eine neue Ära» und erlässt eine grosse Steuersenkung. Die Regierung strebt neue Handelsabkommen mit den USA, Kanada und Australien an. Die britische Wirtschaft wuchs 2019 doppelt so schnell wie die Volkswirtschaft Deutschlands.

«J'accuse», der Film Roman Polanskis über die Dreyfus-Affäre, erhält zwölf Nominierungen für den César, den wichtigsten französischen Filmpreis. Hobbyastronomen entdecken in Finnland bisher unbekannte Polarlichter. Die neuartige Lungenkrankheit Coronavirus hat in China bereits über 400 Todesopfer gefordert – die WHO ruft den internationalen Gesundheitsnotstand aus.

Innerhalb von einer Woche wird in Mexiko ein zweiter Schmetterlingsaktivist mutmasslich ermordet. Kein Insekt legt zum Überwintern so lange Flugzeiten zurück wie der Monarchfalter. Die Tesla-Aktie legt um 20 Prozent zu.

Im amerikanischen Superbowl besiegen die Kansas City Chiefs die San Francisco 49ers. In der Halbzeit treten die Latina-Sängerinnen Shakira und Jennifer Lopez – obwohl sie sich der fünfzig nähern – auf so jugendliche Weise auf, dass sich das Publikum gleichzeitig jung und alt fühlte.

Eine französische Schülerin, die auf Instagram den Islam kritisierte, erhält Morddrohungen und muss untertauchen. Greta Thunberg wird zum zweiten Mal für den Friedensnobelpreis nominiert. General Burhan, Chef der sudanesischen Übergangsregierung, wird nach Washington eingeladen.

In seinem Nahostplan wirbt Donald Trump für die Zweistaatenlösung unter der Voraussetzung, dass die Palästinenser Israel als jüdischen Staat und Jerusalem als ungeteilte Hauptstadt Israels anerkennen. Die Palästinenserführung weist Trumps Vorschlag als «Ohrfeige des Jahrhunderts» zurück.

Das deutsche Wirtschaftsministerium will mit 2 Milliarden Euro die Wasserstofftechnik fördern, um die «Vorreiterrolle deutscher Unternehmen» auszubauen. Novak Djokovic holt in Melbourne seinen 17. Grand-Slam-Titel.

Die Grünen Schleswig-Holsteins sprechen sich geschlossen gegen ein Vollverschleierungsverbot an Hochschulen aus. Albin Kurti wird neuer Ministerpräsident im Kosovo und verspricht ein «neues Zeitalter» ohne Korruption und Vetternwirtschaft. Die Schauspielerin Rae Dawn Chong, 58, erzählt, sie habe als Fünfzehnjährige eine Affäre mit Mick Jagger gehabt.

In den USA beginnen die Vorwahlen des US-Wahlkampfes traditionell im Bundesstaat Iowa, eine technische Panne bei den Demokraten verzögert die Auszählung.

Polizeikräfte erschossen in London einen islamistischen Attentäter nach einer Messerattacke. Harrison Ford, 77, soll zum fünften Mal den Wissenschaftsabenteurer Indiana Jones spielen. In Cambridge stirbt der Schriftsteller und Essayist George Steiner.

Inland

Die Migros verkauft das Shoppingcenter Glatt und wird künftig nur noch Mieterin sein. Das lesbische Promi-Paar Tamy Gluser und Dominique Rinderknecht haben eine Schweigeweche in einem buddhistischen Kloster in Sri Lanka verbracht, wie sie dem Blick verraten. Der Bundesrat lehnt die Massentierhaltunginitiative ab, will aber einen Gegenentwurf ausarbeiten.

Das Bundesamt für Statistik veröffentlicht neue Zahlen zur Religionszugehörigkeit in der Schweiz: Bei den 25–40-Jährigen sind 17 Prozent Mitglied der evangelisch-reformierten Kirche und 31 Prozent Katholiken. Auf die islamischen Glaubensgemeinschaften fallen 7,6 Prozent. Über ein Drittel der Bevölkerung gehört keiner Religion an.

Nach Ablauf der Frist hat einzig die Zürcher Kantonalpartei mit Nationalrat Alfred Heer einen Kandidaten für das SVP-Präsidium gemeldet. Die Schweizerische Mobiliar übernimmt 25 Prozent des Medienkonzerns Ringier: Für den Journalismus habe die Transaktion «keine Konsequenzen», versichert Ringier-CEO Marc Walder.

Der Bieler Hassprediger Abu Ramadan verklagt eine CVP-Nationalrätin wegen Antisemitismus. Die Züge der SBB fahren im zweiten Jahr in Folge unpünktlicher. Bei einem Auto-unfall in Kairo stirbt Orascom-Chef Khaled Bichara: Das Unternehmen ist Grossinvestor in Andermatt.

Vor hundert Jahren, am 31. Januar 1920, wird die Schweizerische Vereinigung für Anormale gegründet, die sich später in Pro Infirmis umbenannt. Konrad Langhart, Ex-Präsident der Zürcher SVP, tritt der CVP-Kantonsratsfraktion bei. Forscher der ETH entwickeln energieeffizientere Quantenkristalle für Flachbildschirme.

Sturmtief Petra erreicht Windgeschwindigkeiten von bis zu 130 km/h im Flachland. Die Privatbank Julius Bär will im laufenden Jahr 300 Stellen im Rahmen eines neuen Kostensparprogramms abbauen. Die Ostschweizer Tennisspielerin Belinda Bencic klassiert sich erstmals in den Top 5 der Weltrangliste.

Peter Keller



Herodot

Trump-Plan legalisiert Status quo

Donald Trumps Friedensplan für Israelis und Palästinenser macht die Zwei-Staaten-Lösung zur Illusion. Als Alternative für einen echten Frieden bleibt nur eine binationale Föderation.

Die geografischen und demografischen Gegebenheiten von Israel/Palästina erschweren jede Friedenslösung. Das Land ist gut halb so gross wie die Schweiz und besteht zur Hälfte aus Wüsten. Vom Mittelmeer bis zum Jordan sind es bloss achtzig Kilometer. Als Lord Balfour dem Bankier Rothschild 1917 – unter Vorbehalt der zu wahren Rechte der nichtjüdischen Bevölkerung – ein «jüdisches Heim» in Palästina versprach, lebten dort 750 000 Menschen; 8 Prozent waren Juden. Heute sind es dreizehn Millionen, etwa hälftig Juden und Palästinenser. In der Diaspora leben weitere acht Millionen Juden und sechs Millionen Palästinenser, die alle ein «Rückkehrrecht» beanspruchen.

Im Osloer Frieden von 1993 anerkannten die Palästinenser Israel in den Grenzen von 1967 und verzichteten so auf 78 Prozent des historischen Palästina gegen das vage Versprechen eines eigenen Staates in den verbleibenden 22 Prozent. Diese Gebiete sind knapp so gross wie der Kanton Bern (das Westjordanland mit 2,7 Millionen Einwohnern) und die Hälfte des Kantons Solothurn (der Gazastreifen mit 1,9 Millionen Einwohnern).

Die Umsetzung von «Oslo» scheiterte an den Maximalisten beider Seiten. Die Hamas nützte den von Israel geräumten Gazastreifen für Terrorangriffe, während Israel das Westjordanland mit jüdischen Siedlungen überzog und die Palästinenser in ihren Städten und Dörfern isolierte.

Die Eltern von Trumps Schwiegersohn unterstützten diese Siedlertätigkeit grosszügig. Es ist nicht verwunderlich, dass der von ihrem Sohn erarbeitete Plan all diese Siedlungen nun Israel zuspricht. Zur Befriedigung von Israels – im Lichte der Geschichte verständlichem – Bedürfnis nach strategischer Tiefe erhält es zudem die Grenzgebiete zu Jordanien.

Den Palästinensern bleibt ein Flickenteppich von einem guten Dutzend kleiner und

winziger Enklaven innerhalb Israels. Für den Verlust rund eines Drittels des Westjordanlands an die israelischen Siedler würden sie mit drei menschenleeren und wasserlosen Wüstengebieten «entschädigt». Anstatt im historisch arabischen Ostjerusalem, das samt Altstadt und gut 200 000 palästinensischen Bewohnern an Israel geht, sollen die Palästinenser im von jüdischen Siedlungen und Mauern umgebenen Dorf Abu Dis ihre «Hauptstadt» errichten und



Trump-Plan fürs Westjordanland.

sie Jerusalem nennen. Dies ist, als böte man Bümpliz als Ersatz für Berns Altstadt und die westlich der Aare liegenden Quartiere an.

Israel würde nicht nur die Aussengrenzen des palästinensischen «Staates» und dessen Luftraum kontrollieren, sondern auch die Verbindungswege zwischen den einzelnen Enklaven über künftig israelisches Territorium. Der Bau eines Hafens oder der Beitritt zu internationalen Organisationen bedürften der Genehmigung Israels, und das Verhältnis der beiden «Staaten» unterstünde weder dem Völkerrecht noch internationaler Gerichtsbarkeit.

Ein solcher «Staat» wäre faktisch ein israelisches Protektorat und gliche einem südafri-

kanischen Bantustan. Selbst israelische Analysten sprechen von einem «Apartheidsplan».

Bevor man jemandem einen Friedensplan zur Annahme empfiehlt, sollte man sich fragen, ob man ihn selbst akzeptierte, wenn man in dessen Schuhen steckte. Trump oder Netanjahu täten dies kaum. Zieht man in Betracht, wie schwer wir uns – zu Recht – mit der Annahme des (viel weniger) unausgewogenen EU-Rahmenabkommens tun, sollte man verstehen, dass die Palästinenser den Trump-Plan unmöglich akzeptieren können.

Gleichzeitig muss man einsehen, dass keine israelische Regierung die jüdische Besiedlung den besetzten Westjordanlands, so illegal sie sein mag, rückgängig machen kann. Ebenso versteht man, dass ein Volk, das den Holocaust erlitten und seither sechs Kriege mit seinen Nachbarn geführt hat, Mühe bekundet, seinen einstigen Gegnern einen souveränen Staat auf einem Teil der achtzig Kilometer zwischen Jordan und Mittelmeer zu überlassen, zumal ein Grossteil der Palästinenser den jüdischen Staat auf dem übrigen Territorium nicht wirklich akzeptiert.

Zieht man diese – aus der jeweils subjektiven Sicht der beiden Völker verständlichen – Positionen in Betracht, muss man sich notgedrungen eingestehen, dass weder die Osloer Zweistaatenlösung noch der Trump-Plan Aussicht auf Akzeptanz durch beide Völker haben.

Langfristig bedingt ein Friede die Gleichberechtigung beider Völker, entweder in einem je eigenen, lebensfähigen und sicheren Staat oder in einem gemeinsamen, ausgeprägt föderalistischen Staat mit ausgeklügelten Mechanismen, um namentlich dem Sicherheitsbedürfnis der jüdischen Israelis und der Juden in der Diaspora Rechnung zu tragen. Für beide Lösungen fehlt heute das nötige gegenseitige Vertrauen.

Eine klar als solche definierte Interimslösung könnte dieses aufbauen. Dafür böten die bescheidenen Verbesserungen des Trump-Plans gegenüber der gegenwärtigen Situation der Palästinenser Ansätze. Als Basis für einen dauerhaften Frieden taugen sie jedoch nicht.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Alle gegen Thiam

Von Kurt W. Zimmermann — Die Story rund um die Credit Suisse und die Banker Tidjane Thiam, Iqbal Khan und Urs Rohner wurde zur verrücktesten Kommunikationsschlacht seit Jahrzehnten.



Wenn Tidjane Thiam im kleinen Kreis über Schweizer Journalisten redet, dann ist das Urteil des CEO der Credit Suisse reichlich vernichtend. «Noch nie in meinem Leben», sagt dann Thiam, «war ich in den Medien mit einem derartigen Ausmass von Lügen und Erfindungen konfrontiert wie in der Schweiz.»

Wenn Thiam die «lies and fabrications» der Schweizer Journalisten beklagt, kann man ihm zumindest den Expertenstatus nicht absprechen. Bevor er 2015 Chef der Credit Suisse (CS) wurde, hatte sich Top-Manager Thiam in London zehn Jahre lang mit den blutrünstigen britischen Finanz- und Boulevardjournalisten herumgeschlagen.

CS-CEO Thiam ist einer der zwei Hauptakteure in einem hochgekochten Medienstück, wie es die Schweiz seit Jahrzehnten nicht gesehen hat. Die andere Hauptrolle besetzt Iqbal Khan, früherer Spitzenbanker der CS, der dann unter Theaterdonner zur UBS wechselte. In der Charge des wichtigsten Nebendarstellers agiert CS-Verwaltungsratspräsident Urs Rohner.

Scoop aus dem Umfeld von Khan

Über vier Monate lang dauert mittlerweile die Medienhysterie rund um die Interna der Bank. Es ist ein Stück, das von Ian Fleming oder John le Carré sein könnte. Es geht um Machtkämpfe, Spionage, Intrigen, Geld, Ränkespiele, Verfolgungsjagden und Verschwörungstheorien. Seit der Treibjagd gegen die Bundesrätin Elisabeth Kopp im Jahre 1988 hat es keinen vergleichbaren Hype mehr gegeben.

Es begann an einem Freitag. Am 20. September 2019 lancierte der journalistische Alleinunternehmer Lukas Hässig auf seiner Website *Inside Paradeplatz* die Affäre. «Krimi um Khan: Detektive beschatten Banker-Star», lautete die Headline. Der frühere CS-Banker Iqbal Khan, der seinen Wechsel zur UBS angekündigt hatte, fühlte sich beschattet und hatte darum die Polizei eingeschaltet. Hässig wurde der Scoop aus dem Umfeld von Khan zugespielt.

So weit war es eine noch normale, wenngleich enorm süffige Story. Doch schon am nächsten Tag zeigte sich, warum es nicht eine normale Story war.

Am Samstag machten sich die Redaktionen der Sonntagsblätter an den sogenannten Nachzug, versuchten also, Hässigs Scoop zur grösseren Geschichte hochzustemmen. Nun geschah etwas Ungewöhnliches, das so gar nicht in die übliche journalistische Praxis passte.

Im Normalfall klappern Journalisten eine ganze Reihe von potenziellen Informanten ab, um zusätzliche Fakten zu bekommen. Das ist meist aufreibend, weil die Befragten oft zugeknöpft sind. Gerade in der Bankenbranche ist Diskretion eine weitverbreitete Tugend

oder, aus journalistischer Sicht betrachtet, ein weitverbreitetes Übel.

An diesem Samstag war es umgekehrt. Auf einmal riefen eine Vielzahl von Informanten aus eigenem Antrieb die Redaktionen von *Sonntagszeitung* und *Sonntagsblick* an. Sie hätten etwas zu erzählen, sagten die Anrufer am Telefon. Manche wünschten, direkt mit den Chefredaktoren Arthur Rutishauser und Christian Dorer verbunden zu werden. Für einmal mussten die Journalisten ihre Informationen nicht mühselig zusammenkratzen wie sonst, die Pralinés wurden ihnen von CS-Mitarbeitern nun auf der Silberplatte serviert.

Am Sonntag standen dann die Details in den Blättern. Es waren Geschichten darüber, wie böartige Detektive den gutartigen Banker Iqbal Khan und seine Frau attackiert hatten. «Es handelte sich um drei Männer – einer davon wird als tätowierter Schlägertyp beschrieben» (*Sonntagszeitung*). «Ein Insider berichtet von gravierenden Spannungen zwischen CEO Thiam und seinem einstigen Musterschüler Khan» (*Sonntagsblick*).

«Insider»: Die folgenden Monate wurden nun in der Presse zum Festanlass der Insider. Journalisten erlebten über Wochen das neu-

Die Pralinés wurden den Journalisten von CS-Mitarbeitern auf der Silberplatte serviert.

artige Berufsgefühl, dass ihnen Informationen sprudelnd und ungefragt entgegenflossen. Anonyme Quellen versorgen sie, bis heute, mit einer endlosen Kette von Vermutungen, Halbwahrheiten, Gerüchten, Mutmassungen, Tratsch und Klatsch. Und etliche Wahrheiten waren auch darunter.

Es entspann sich ein Lagerwettkampf der Insider. Auf der einen Seite stand das Lager der Khan-Truppe, die Anhänger einer charismatischen Persönlichkeit, die sich nun offensiv als Opfer einer üblen Intrige darstellen konnte. Auf der anderen Seite stand das Lager der Thiam-Gemeinde, auch er eine charismatische Figur, die aber ungleich stärker aus der Defensive operieren musste. Dass Thiam persönlich die detektivische Überwachung von Khan angeordnet habe, wurde schnell zum allgemeinen Narrativ der Medienbranche,

obschon es bis heute nicht belegt werden konnte.

Position des ruchlosen Dunkelmanns

Für die Journalisten war der Lagerwettkampf der Idealzustand der High-Noon-Publizistik. Besonders Khan orchestrierte sein Lager äusserst effizient. Keine Woche verging, ohne dass



Vollendeter Charme: Starbanker Khan.

seine Entourage, von Khan motiviert, den Journalisten allerlei flotte Enthüllungen zukommen liess. Die Storys sollten Khans Rolle des gepeinigten Edeljunkers und Thiams Position des ruchlosen Dunkelmanns untermauern.

Widersacher Thiam habe den einen Kopf kleineren Khan physisch bedroht und sein Gegenüber in Zitterzustände versetzt, wusste etwa der *Blick*. Bei einer alkoholdurchtränkten Hausparty Thiams, so beschrieb es der *Tages-Anzeiger*, waren nicht nur die zwei Banker, sondern auch Thiams Freundin und Khans Gattin aneinandergeraten. Dann berichtete die *Financial Times* über den heftigen Konflikt, nachdem die Thiams auf ihrem Grundstück drei neue Bäume gepflanzt und ihrem Nachbarn Khan in Herrliberg dadurch die Seesicht verbarrikiert hatten. Khan blockierte dafür monatelang die Zufahrt zu Thiams Anwesen.

Dann vermeldete die *NZZ am Sonntag*, dass Thiams Konzernleitungskollege Thomas Gottstein im Zürcher Restaurant «Kronenhalle» einen Khan-Vertrauten in einer Art Solidarreflex übel beschimpft hatte. Beim Khan-Vertrauten handelte es sich um Kommunikationsberater Aloys Hirzel, den schweizweit gefragtesten Mann der PR-Branche.

Neben Khans aktiver Bewirtschaftung der Journalistenszene war sein Mandant Hirzel sein zweites Asset im Kampf um die Kommunikationshoheit. Früh schon lud Hirzel ausgewählte Journalisten zu Einzelgesprächen mit seinem Auftraggeber ein, um ihnen einen

persönlichen Eindruck von Iqbal Khan zu vermitteln.

Meister der Bescheidenheit

Schnell sprach sich in der Branche herum, wem Khan die Ehre gab. Mit ihm trafen sich etwa Ermes Gallarotti von der NZZ, Monica Hegglin von der *Finanz und Wirtschaft*, Arthur Rutishauser und Holger Alich von der Tages-Anzeiger-Gruppe, Dirk Schütz von der *Bilanz* und Stefan Barmettler von der *Handelszeitung*.

Khan, so berichten die Gesprächspartner, war in den Gesprächen von vollendetem Charme und präsentierte sich als Meister der natürlichen Bescheidenheit. Es half mit, dass die drei grossen Meinungsmacher der Medien, die Verbände von *Tages-Anzeiger*, *Blick* und NZZ, zu Anfang einhellig auf die Khan-Linie schwenkten.

Die Klickraten im Internet, heute das Mass aller publizistischen Dinge, gaben ihnen recht. Sie gingen rund um Thiam, Khan und Rohner durch die Decke. Den Rekord brach die Episode, als sich an der Party im Hause Thiam die zwei Banker an die alkoholisierten Gurgeln gingen.

Hirzel gab das Mandat im Herbst wieder ab, aber der Charme-Offensive aus dem Khan-Lager konnte Thiam weiterhin wenig entgegenhalten. Seine Aussenarbeit übernahm CS-Kommunikationschef Adam Gishen, ein Typus der hemdsärmeligen Art, der missliebige Journalisten weniger umgarnte als auch mal anrempelte. Gishen operierte meist von London aus, am Telefon, und hatte im Schlachtgetümmel darum nicht die erforderliche Präsenz.

Anders als die Gegenseite organisierte Gishen nur ganz selten Eins-zu-eins-Gespräche zwischen Medienvertretern und seinem CEO. Das allerdings lag nicht nur am PR-Mann. Sein Chef Thiam, anders als Gegenspieler Khan, stand Journalisten seit je eher distanziert gegenüber und vertraute nur wenigen aus der Gilde, wie etwa *Weltwoche*-Verleger Roger Köppel und *Bilanz*-Chefredaktor Dirk Schütz. Schütz machte sich in seinem Blatt denn auch als einer der wenigen Journalisten über die «Drama-Queen Iqbal Khan» lustig.

Der Ausdruck der Drama-Queen bezog sich auch auf das Verhalten Khans, als er seine Bespitzelung entdeckte und hysterisch reagierte – oder zumindest so tat. Die Überwacher gehörten zum Detektivbüro Investigo GmbH.

Sie wurden von der CS zur Kontrolle Khans angeheuert, nachdem der zum Erzfeind UBS übergelaufen war und man Abwerbung von Kunden befürchtete.

Für die Bank war die Enttarnung der Detektive ein Debakel, und sie versuchte darum den kommunikativen Befreiungsschlag. Die CS spielte verschiedenen Journalisten das Über-

Rollenverteilung, wonach die wahren Bösewichter in der CS sassen, wurde von den Medien fürs Erste nicht mehr rückgängig gemacht.

Für eine adäquate mediale Gegenoffensive waren der Thiam-Seite die Hände gebunden. So hatte die Bank eine Untersuchung durch die Anwaltskanzlei Homburger in Auftrag gegeben, um mehr Licht in die eigene Rolle zu bringen. Solange das Gutachten nicht abgeschlossen war, konnten Thiam und seine Entourage nicht offensiv auf Journalisten zugehen, ohne sich dem Vorwurf des unstatthaften Vorpreschens auszusetzen.

Dazu kam, dass die Informationshoheit, weil es um Corporate Governance ging, in dieser Sache nicht beim CEO, sondern beim CS-Verwaltungsratspräsidenten Urs Rohner lag. Rohner, der selber um seine Position kämpfen musste, entschied sich für eine passive Informationspolitik. Zuvor schon hatte er sich bei Khan für die Überwachung entschuldigt; das machte der Bank eine Gegenoffensive gegen Khan praktisch unmöglich.

Die Zurückhaltung der Bankenspitze färbte auch auf das Fussvolk ab. Denn natürlich gab es in der Credit Suisse mindestens so viele Thiam-Anhänger wie Khan-Supporter. Nur mit Verzögerung aber stieg der Thiam-Fanklub in den Lagerwettkampf ein. Erst allmählich bekamen Journalisten zunehmend Informationen zugesteckt, welche die vormalige Leitfigur Khan in weniger strahlendem Lichte zeigten.

Vor allem die *Sonntagszeitung* ging ab Spätherbst als erstes Blatt dezidiert auf Gegenkurs zu Khan. Sie zeigte etwa auf, dass Khan das Grundstück neben Thiams Haus nicht aus familiären Gründen ge-

kauft hatte, wie er behauptete, sondern um seinen direkten Vorgesetzten gezielt zu provozieren. Auf einmal kamen auch interne Intrigen aus anderer Sicht ans Licht, etwa die Story, wie Khan seinen Vorgesetzten Thiam bei VR-Präsident Rohner angeschwärzt hatte und über die Umstände seines Abgangs bei der CS gehörig flunkerte.

Neu war auch, dass nun auf einmal wieder Thiams Leistung als Banker zum Medienthema wurde. Seine erfolgreiche Sanierung des Unternehmens, via Sparkurs und Beschaffung von Neukapital, war beispielsweise der *Finanz und Wirtschaft* auf einmal wieder wichtiger als der dominierende Intrigantenstadl.



Interne Intrigen: Verwaltungsratspräsident Rohner.



«Krimi um Khan»: Inside Paradeplatz-Gründer Hässig.

wachungs-Memo ihrer Ermittler zu, um sich selber zu entlasten und Khan in ein schlechteres Licht zu rücken.

«Todesängste»

Tatsächlich hielt das Memo fest, dass Khan bei den angeblichen «Todesängsten», die er durch die Detektive ausgestanden haben wollte, reichlich dick aufgetragen hatte. Anders als kolportiert hatten laut Memo nicht die Ermittler den Banker attackiert, sondern Khan war schreiend und wild gestikulierend auf die Detektive losgegangen.

Der PR-Schuss der CS ging in den Medien dennoch nach hinten los. Es war zu spät. Die



Endlose Kette von Vermutungen, Halbwahrheiten, Gerüchten, Mutmassungen, Tratsch und Klatsch: Thiam.

Ein Blatt allerdings blieb pickelhart auf Anti-Thiam-Kurs. Die NZZ forderte unverblümt seinen Rücktritt: «Tidjane Thiams Tage bei der CS sollten gezählt sein.»

Die NZZ war ein verlässliches Auffangbecken für Gerüchte und Mutmassungen aus dem Khan-Lager. Neustes Beispiel war die Kolportage, Thiam habe Mitarbeiter aufgefordert, «schmutziges Material» über einen seiner Co-Manager zu sammeln. Die CS-

Die journalistischen Pistoleros spielten völlig unbeschwert auf den Mann.

Medienstelle, wie x-mal zuvor, dementierte sofort, und wie x-mal zuvor interessierte das Dementi keine Journalistenseele.

An diesem Beispiel lässt sich das Set-up der CS-Story schön aufzeigen. Es war ein Set-up, wie es die Medien bisher nicht erlebt hatten. Eine spezielle Situation führte dazu, dass die Journalisten risikolos treiben konnten, was sie wollten. Die permanente Skandalisierung sorgte schnell dafür, dass das Risiko, eine Klage

einzufangen, gegen null absank. Man stelle sich vor, Thiam oder die CS hätten einen Zeitungsverlag wegen eindeutiger Falschmeldungen eingeklagt. Der Aufschrei, dass die Medien an ihrer demokratischen Pflicht zur Aufklärung gehindert würden, wäre gewaltig gewesen. Die Bankenseite erkannte sehr schnell, dass in diesem erhitzten Umfeld jedes juristische Vorgehen gegen die Medien ausgeschlossen war. Die journalistischen Pistoleros wussten das natürlich ebenso genau und spielten, von jeder Klagedrohung befreit, völlig unbeschwert auf den Mann.

Ein neues Duell musste her

Sie konnten all die Storys, ob erfunden oder nicht, umso enthemmter platzieren, weil auch eine andere Rahmenbedingung des üblichen Journalismus über Bord gegangen war. Das Prinzip, wonach es für eine Publikation zwei unabhängige Quellen braucht, war im Fall der CS hinfällig geworden. Der kommunikative Wettkampf zwischen dem Khan- und dem Thiam-Lager führte dazu, dass die Journalisten oft vier, fünf oder sechs Quellen von innerhalb der CS hatten – Verbündete eines Lagers,

die allesamt dieselben Informationen streuten. Ob die Information richtig oder falsch war, war mit dem Zwei-Quellen-Prinzip nicht mehr zu eruieren.

Eingängig zeigte sich dieses Muster beim neusten Spin in dieser Affäre. Nachdem das Duell zwischen Thiam und Khan abgeflaut war, musste ein neues Duell her und wurde auch rasch gefunden. Vor der CS-Verwaltungsratssitzung vom Donnerstag dieser Woche erwarteten die Journalisten nun einen Showdown an der Spitze. Es träten, so flüsternten die üblichen Quellen aus dem Anti-Thiam-Lager, CS-Präsident Rohner und sein CEO Thiam Mann gegen Mann gegeneinander an.

«Der Machtkampf zwischen Konzernchef Tidjane Thiam und Präsident Urs Rohner spitzt sich zu», wusste zuletzt die *Sonntagszeitung*. «Der Machtkampf zwischen CEO Tidjane Thiam und VR-Präsident Urs Rohner spitzt sich zu», schrieb zuletzt der *Blick*. «Machtkampf bei der CS-Führung spitzt sich zu», wusste zuletzt die *Handelszeitung*.

Ob es stimmte, was man diesmal zuspitzend schrieb? Wer weiss das schon so genau. ○

Personenkontrolle

**Sommaruga, Kurz,
Le Pen, Amherd, Pfister,
Rytz, Stocker, Müller, Rösti,
Heer, Wermuth, Widmer,
Molina, Schneider-Schneiter,
Ramadan, Schilliger,
Sankara, Nef, Harris**

Simonetta Sommaruga, Gender-Fachfrau, war jüngst auf Arbeitsbesuch im Nachbarland Österreich, das seit Anfang Jahr von einer schwarz-grünen Regierung geführt wird. Ein Punkt erfreute die SP-Umweltministerin und Schweizer Bundespräsidentin dabei besonders: «Eine Frauenmehrheit in der neuen österreichischen Regierung: Dazu kann ich Bundeskanzler **Sebastian Kurz** nur gratulieren», teilte Sommaruga auf Twitter mit. Ob es tatsächlich Sache der Schweizer Bundespräsidentin ist, ausländischen Regierungschefs zur geschlechtlichen Zusammensetzung ihres Gremiums zu gratulieren, ist eine Frage. Eine andere ist, warum Politikerinnen per se besser sein sollen als Politiker. Sollte etwa die rechtsnationale Französin **Marine Le Pen** bei den nächsten Wahlen gewinnen und die erste Staatspräsidentin Frankreichs werden, gäbe es dann ebenfalls frauensolidarisches Lob aus der Schweiz? (fon)

Viola Amherd, Wildwestspezialistin, verteilt Beruhigungspillen. Nach bloss zwei Jahren will die CVP-Bundesrätin und Verteidigungsministerin bereits wieder das Nachrichtengesetz revidieren: Der Nachrichtendienst des Bundes (NDB) soll neue Kompetenzen bekommen. So soll er Extremisten auch präventiv überwachen dürfen, mit Trojanern und Abhörgeräten. Als der *Tages-Anzeiger* vor einigen Tagen von Amherd wissen wollte, ob sie keine Bedenken habe, dass eine solche Überwachung in eine weitere Fichenaffäre münden könnte, gab sie zu verstehen: Der NDB werde heute von mehreren Instanzen überwacht – Bedenken, dass irgendwelche Leute in Wildwestmanier überwacht werden könnten, seien daher unbegründet. Eigentlich müsste es Amherd besser wissen, schliesslich stammt sie aus dem Wallis, dem sogenannten Wilden Westen der Schweiz. Und laut Geschäftsprüfungsdelegation sammelt der NDB schon heute illegal Daten und betreibt zudem ein Informationssystem am Gesetz vorbei. (hmo)

Gerhard Pfister, Reformator, will die Zukunft der Zauberformel an einem Konkordanzgipfel klären. Das sagte der CVP-Präsident im November. Im Januar teilte er den auf das Gipfeltreffen wartenden Medien dann mit, dass der Gipfel noch vor Ende März stattfinden solle. Ob es dazu kommt, ist allerdings offen: Auf



Frauensolidarisches Lob: Sommaruga, Kurz.



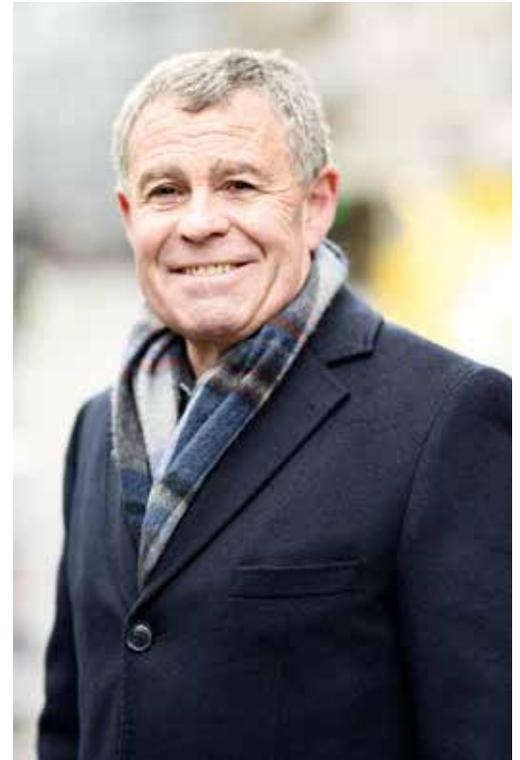
Balkanroutinier: SP-Nationalrat Wermuth.



Langfristige Planung: CVP-Präsident Pfister.



Alles im Blick: CVP-Bundesrätin Amherd.



Heisser Plan: SVP-Regierungsrat Stocker.

dem CVP-Generalsekretariat heisst es, dass man am Organisieren sei, bezüglich des Datums aber nicht konkret werden könne. Bereits etwas weiter in der Planung scheint **Regula Rytz** zu sein. Die Präsidentin der Grünen hatte nach dem Wahlsieg ihrer Partei im letzten Oktober ihre Konkurrenten mit der Einladung zu einem überparteilichen Klimagipfel überrascht. Wann das vor mehr als drei Monaten angekündigte Gipfeltreffen stattfinden soll, steht zwar ebenfalls noch nicht fest. Doch immerhin erfährt man von den Grünen, dass eine Terminanfrage laufe und ein Datum im April oder im Mai angestrebt werde. (fon)

Ernst Stocker, Träger vieler Hüte, hat wieder ein wichtiges Pöstchen ergattern können. Die Konferenz der kantonalen Finanzdirektorinnen und Finanzdirektoren (FDK) wählte den SVP-Regierungsrat und Finanzminister des Kantons Zürich zu ihrem neuen Präsidenten. Damit sitzt Stocker an zentraler Stelle, um den Kantonen, die ja auch Miteigentümer der Schweizerischen Nationalbank (SNB) sind, einen heissen Plan der SVP schmackhaft zu

machen: den Transfer von Nationalbankgeldern in die AHV. Laut SVP sollen die Überschüsse der SNB aus den Negativzinsen der Altersvorsorge zugutekommen, dies, nachdem die Nationalbank für 2019 einen Gewinn von zirka 49 Milliarden Franken ankündigte. Ob Stocker diese Pläne toll findet, weiss man nicht. Womöglich kommt ihm da aber ein anderes Pöstchen in die Quere. Stocker sitzt nämlich auch im Bankrat der SNB, einer Art Verwaltungsrat, wo Pläne, wie sie die SVP wälzt, keine Begeisterungstürme auslösen. (hmo)

Mike Müller, Spassvogel, hat die Suche der SVP nach einem Nachfolger für den scheidenden Amtsinhaber **Albert Rösti** auf den Punkt gebracht. Ein möglicher Anwärter nach dem anderen nahm sich in den letzten Wochen aus dem Rennen. Als offizieller Kandidat ist bisher nur der langjährige Zürcher Nationalrat und frühere Kantonalpräsident **Alfred Heer** gemeldet worden. Was Müller zur Feststellung verleitet, offenbar wolle niemand so recht das SVP-Präsidium übernehmen. Das sei halt ein klassisch undankbarer Job für einen Ausländer. (hmo)

Cédric Wermuth, Menschenfreund, ist wieder auf der sogenannten Balkanroute unterwegs. Zusammen mit Nationalrätin **Céline Widmer** (Zürich), Nationalrat **Fabian Molina** (Zürich) und anderen Freiwilligen will man im Namen des Aargauer Vereins Help Now Switzerland lebenswichtige Dinge an Asylsuchende verteilen, die in Lagern gestrandet sind: Kleider, Decken und Medikamente. Nachrichten über seine guten Taten verbreitet Wermuth natürlich tatkräftig per Rundmail. Ganz nach dem Motto: «Tue Gutes und rede darüber.» (hmo)

Elisabeth Schneider-Schneiter, Tollpatsch, ist auf Twitter einmal mehr zielsicher in ein Fettöpfchen getreten. Und zwar empörte sich die CVP-Nationalrätin über den berüchtigten Bieler Imam und Hassprediger **Abu Ramadan**. Die Schweiz, so Schneider-Schneiter, habe «genügend Rechtsgrundlagen, um solche Brunnenvergifter auszuschaffen». Offenbar ist Frau Schneider-Schneiter der Ansicht, dass man der Hetze eines Islamisten am besten mit historisch belasteten Begriffen aus dem Wörterbuch des Antisemitismus begegnet. Abu Ramadan, nicht träge, reichte umgehend Strafanzeige wegen Verstosses gegen die Rassismusstrafnorm ein. Damit sorgt er für eine pikante Wendung: Elisabeth Schneider-Schneiter kämpft derzeit für die Ausweitung der Antirassismusstrafnorm, über die das Volk am Sonntag abstimmt. Wer anderen eine Grube gräbt... (fsc)

Michael Schilliger, Unschuldslamm, amtiert seit Jahresbeginn bei der NZZ als Reporter und Redaktor im Wochenendbund. Der 31-jährige Politologe und Anglist hat früher mal bei der «Erklärung von Bern» gearbeitet – jetzt leistet er an der Falkenstrasse Entwicklungshilfe. Auf seinem Twitter-Profil bezeichnet der Luzerner sich selber als «Gründer und früherer Redaktor von *das Lamm*». Längst von der NZZ angestellt, vertrat Schilliger seine freudlosen, bierernst gemeinten Positionen noch bis Sommer 2017 auf dieser Online-Plattform. Dort feierte er den kommunistischen Diktator **Thomas Sankara** aus Afrika. Dafür verdammte er die «Profitgier» der Zürcher Kantonalbank. Eine solche Weltsicht scheint mittlerweile beim journalistischen NZZ-Nachwuchs eher die Regel als die Ausnahme. (möö)

Robert Nef, Zeitzeuge, erinnert anlässlich d-s Austritts Grossbritanniens aus der EU an ein Bonmot von **Lord Harris of High Cross** (1924–2006), dem legendären Ökonomen und langjährigen Chef des Londoner Institute of Economic Affairs. Lord Harris hatte den Schweizern bereits vor Jahrzehnten folgenden Rat gegeben: «Wenn die EU ein offener globaler Markt bleibt, müssen Sie nicht beitreten; wenn sie es nicht bleibt, sollten Sie definitiv nicht beitreten.» Ein zeitloser Hinweis, wie es scheint. (fsc)

Nachruf



Zürich im Herzen: James Joyce (l.) mit seinem Enkel Stephen, 1934.

Stephen Joyce (1932–2020) — Schriftsteller können schwierige Zeitgenossen sein, wie Generationen von Lektoren und Verlegern wissen. Noch mehr Kopfschmerzen bereiten häufig die Verwalter literarischer Nachlässe, doch selbst die nervigsten unter ihnen wurden von Stephen Joyce in den Schatten gestellt, dem Enkel des irischen Jahrhundertpoeten James Joyce. Mit Literatur und mit seinem Grossvater hatte Stephen jahrzehntelang nichts zu tun. «Ich bin kein Joyceaner», pflegte er in Anlehnung an die Verehrer von «Ulysses» und «Finnegans Wake» zu sagen. «Ich bin ein Joyce.»

Nach dem Studium an der Harvard University arbeitete er bei der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Ent-

wicklung für Projekte in Afrika, bevor er nach dem Tod seines Vaters Anfang der neunziger Jahre die Nachlassgeschäfte übernahm – und sich dabei in erster Linie als Verhinderer entpuppte. So untersagte er Zitate von James Joyce, verklagte einen Schauspieler auf Verletzung des Copyrights, weil er Joyce-Passagen auswendig gelernt hatte, regte sich über eine Zehn-Euro-Gedenkmünze der Republik Irland für seinen Grossvater auf («Eine der grössten Beleidigungen der Familie Joyce»), verbrannte tausend Briefe der Joyce-Tochter Lucia und untersagte einem irischen Komponisten ein Zitat in einem Choralwerk mit der Begründung: «Um es höflich, milde auszudrücken: Meiner Frau und mir gefällt Ihre Musik nicht.»

Grosszügig zeigte er sich nur, wenn die verlangten Lizenzgebühren für die Verwendung der Werke von James Joyce stimmten. Für eine gemeinsame Lesung von Werken beider Autoren verlangten die Erben von Samuel Beckett 20 Pfund. Joyce wollte ein bisschen mehr: 27 000 Pfund.

Meist bestand er auf Zahlung in Pfund Sterling, das irische Punt lehnte er ab – wie fast alles in der Heimat seines Grossvaters und dessen literarischer Helden. Obwohl er kurz vor seinem Tod irischer Staatsbürger wurde, lebte Stephen mit seiner Frau auf der Ile de Ré an der französischen Atlantikküste. Einen besonderen Platz in seinem Herzen nahm die Schweiz ein, nachdem die Familie kurz nach seiner Geburt von Paris nach Zürich übersiedelt war. Dort baute er sich schon mal am Limmatufer auf und verkündete: «Das ist meine Stadt.» *Wolfgang Koydl*

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Cyberkriminalität betrifft auch KMU

Ab Montag, 10. Februar, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 17. Februar,
täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z

und unter:

www.fokus-kmu.tv

Macht geht vor Recht

Von Christoph Mörgeli

Die neue «ausserpolitische Strategie» des Bundesrats befremdet. Für den Wunschtraum eines Sitzes im Uno-Sicherheitsrat würden Verwaltung und Politiker in Bundesbern jederzeit unsere Neutralität verkaufen. Und obendrein die eigene Grossmutter. Darum hofieren unsere Diplomaten im Uno-Glaspalast jedem Schurkenstaat. Darum verurteilen sie zusammen mit selbstgerechten Despoten regelmässig Israel. In New York wird von der Schweiz geschmiert und gesalbt, gekauft und korrumpiert. Das alles für einen zweijährigen Sitz im Uno-Sicherheitsrat 2023/24.

Zu den Pflichten des Uno-Sicherheitsrates gehört es, «repressiv zur Behebung eines Problems beizutragen». Dieses Gremium entscheidet zwischen guten und bösen Staaten, zwischen Krieg und Frieden. Es kann militärisch in die politische und territoriale Integrität eines Landes eingreifen. Oder Boykotte, also die Hungerwaffe, verhängen. Gleichzeitig steht in der «ausserpolitischen Strategie» 29-mal das Wort «humanitär». Fünf Grossmächte können im Sicherheitsrat mit ihrem Veto jeden Entscheid unterlaufen. Macht geht vor Recht.

Alles kein Problem für die Neutralität, hören wir. Doch wer Partei ergreift, vertritt eine einseitige Sache. Genau das wollen ehrgeizige Diplomaten und Politiker. Dabei verlangt unser Neutralitätsrecht eine zurückhaltende Neutralitätspolitik, getreu der Devise «Mischt euch nicht in fremde Händel». Soll das Schweizer Volk seine Neutralität dem Tatendrang und dem Ego einiger ausserpolitischer Hyperaktivisten mit Aufmerksamkeitsdefizit opfern? Diese dürfen im Sicherheitsrat Kriege beschliessen, um gleichzeitig auf die Neutralität zu pochen und militärisch abseitszustehen. Dann schicken wir die anderen ins Feuer. Feig und duckmäuserisch. Gleichzeitig heuchelt die «ausserpolitische Strategie» sechsmal von «Verantwortung».

Die Neutralität besitzt ein einziges Kapital. Und das heisst Glaubwürdigkeit. Die Schweiz ist nun mal kein Machtstaat und spielt keine Titelrolle auf der Weltbühne. Dafür haben unsere Bürger eine einzigartige Mitsprache in Staatssachen und damit die grösstmögliche Freiheit. Beides gleichzeitig ist nicht zu haben, Macht und Prestige gegen aussen sowie grösstmögliche Freiheitsrechte gegen innen. Marie von Ebner-Eschenbach sagte es so: «Der Platz des Unparteiischen ist auf Erden zwischen den Stühlen; im Himmel aber wird er zur Rechten Gottes sitzen.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Sommaruga gegen Trump

Von Peter Bodenmann — Die Berater von Trump – inklusive Botschafter McMullen – haben in Sachen Klimaschutz keine Ahnung.



Deshalb ging der Match zwischen Trump und Sommaruga in Davos unentschieden aus.

Donald Trump hat einen mehr als rührigen Botschafter in der Schweiz. Und viele Freunde seiner Politik. Und daneben dreissig Geheimdienste, die uns alle abhören. Trump bringt seine bizarren Botschaften leicht verständlich rüber. In Davos versuchte Simonetta Sommaruga, gegen Trump zu punkten. Ihr Thema: Die Welt brennt. Es ist fünf nach zwölf. Wir müssen handeln. Ihr rotes Kleid als Symbol ihrer Message. Trump war grottenschlecht vorbereitet. Wäre der amerikanische Präsident nur halbwegs gut gebrieft gewesen, hätte er folgende Fragen gestellt:

Frage 1: Warum in aller Welt produziert die Schweiz pro Milliarde BIP dreimal weniger Wind- und Solarstrom als das zweitschlechteste Land Europas?

Frage 2: Der amerikanische Konzern Microsoft will bis 2030 klimaneutral sein. Und danach auch noch seine Altlasten abtragen. Stimmt es, dass mit den von der Schweiz beschlossenen und geplanten Massnahmen das Pariser Klimaziel nicht erreicht wird? Müsste die Schweiz nicht ehrlicherweise – wie Amerika – das Pariser Abkommen folglich aufkündigen? Oder gehört Dauerheucheln zum Tagesgeschäft in diesem wunderbar schönen Land, das ich so liebe?

Frage 3: Warum hat die Schweiz bei der Zulassung von Neuwagen den dreckigsten Durchschnitt aller europäischen Länder? Wer macht da in Bern was falsch? Müsste die Schweiz

nicht mehr umweltfreundliche amerikanische Tesla importieren, um das Handelsbilanzdefizit Richtung Gleichgewicht zu bewegen? So, wie dies Norwegen macht?

Frage 4: Warum ist im Rahmen des schweizerischen Emissionshandelssystems der Preis pro Tonne CO₂ von 40 auf unter 10 Franken abgesackt? Ist es wahr, dass die gratis abgegebenen Zertifikate zugunsten der 2014 stillgelegten Raffinerie Tamoil gar nie vom Markt genommen wurden? Wie erklärt sich ein solch ineffizientes Schweizer Fake-Handelssystem?

Frage 5: Wie ist es möglich, dass Kleinwasserkraftwerke innert 20 Jahren 60 Millionen Subventionen bekommen, obwohl deren Bau nur 20 Millionen Franken kostet? Und obwohl Kleinwasserkraftwerke vorab Sommerstrom produzieren, von dem die Schweiz viel zu viel hat?

Trump, sein Botschafter und seine Schweizer Freunde haben von der Feinmechanik des real nicht existierenden ökologischen Umbaus der Schweiz null Ahnung. Verbohrte Klimaleugner können offenbar nicht mit dem Kopf der andern denken und deren offensichtlichen Widersprüche sichtbar machen. Deshalb ging der Match zwischen Trump und Sommaruga in Davos letztlich unentschieden aus. Immerhin hatte Sommaruga im Gegensatz zu Parmelin keine peinlichen Aussetzer.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Gut versichert

Von Kurt W. Zimmermann — Das alte Medienhaus Ringier sucht Investoren, weil es kein altes Medienhaus mehr sein will.

Wie viel ist das Medienhaus Ringier wert? Seit dieser Woche weiss man das sehr genau.

Ringier ist 1,5 Milliarden Franken wert.

Man weiss es aufgrund eines spektakulären Deals. Die Mobiliar-Versicherung beteiligt sich als Investor an Ringier und übernimmt 25 Prozent des Aktienkapitals. Jeweils 11 Prozent der Aktien verkaufen Michael Ringier und seiner Schwester Evelyn, die restlichen 3 Prozent stammen von CEO Marc Walder.

Um den Verkaufspreis festzulegen, braucht es eine sogenannte *valuation*, eine finanzielle Bewertung des Unternehmens. *Valuations* sind nicht allzu kompliziert. Man betrachtet die Gewinne der einzelnen Geschäftsbereiche und rechnet sie über branchenübliche Multiplikatoren zum gesamten Firmenwert hoch. Bei Ringier kam man so auf 1,5 Milliarden.

Nach dieser Rechnung zahlte die Mobiliar dann 375 Millionen für den Viertel an Ringier, der ihr nun gehört. Der weitaus grösste Teil der 375 Millionen fliesst über eine Kapitalerhöhung ins Unternehmen. Damit geht das Geld nicht an die Verkäufer Ringier und Walder, sondern verbleibt in der Firma.

Ringier hat damit mehr als 300 Millionen Franken Cash zusätzlich in der Kasse. Wozu braucht Ringier dieses Geld?

Die Antwort ist simpel: Das Medienhaus Ringier braucht das Geld, um künftig kein Medienhaus mehr zu sein.

Das frische Geld wird in den nächsten Jahren in Akquisitionen in digitalen Märkten fliessen, vornehmlich im Ausland. Ringier wird Online-Plattformen aufkaufen, auf denen Autos, Immobilien, Stellen, Services und Alltagsgüter angeboten werden.

Schon heute macht Ringier drei Viertel seines Gewinns in diesem Geschäftsfeld der «Marketplaces», das Handelsplattformen wie Autoscout 24, Immoscout 24 und Jobcloud bündelt. Im klassischen Verlagsgeschäft, von Blick in der Schweiz bis Blick in Ungarn, kann Ringier schon zufrieden sein, wenn es keine roten Zahlen setzt.

Damit ist auch klar, warum die Mobiliar sich an Ringier beteiligt. Dort wo Autos, Inneneinrichtungen und Immobilien gehandelt werden, braucht es Kredite, Hypotheken und Versicherungspolice. Für die Mobiliar macht es darum kommerziellen Sinn, sich bei Ringier einzukaufen statt das eigene Geld, wie bisher, in Überbauungen und Aktien zu investieren.

Dem Einstieg der Mobiliar ging eine monatelange Diskussion in der Familie Ringier vor-



Fresh money: Mobiliar-Präsident Berger.

aus. An der Diskussion beteiligte sich auch die dritte Grossaktionärin Annette Ringier. Sie verstarb kinderlos wenige Tage vor dem Deal, wodurch ihr Aktienanteil an Bruder Michael und Schwester Evelyn zurückging.

Digitaler Zweikampf

Der Einstieg einer Versicherung bei einem Medienkonzern ist meines Wissens eine internationale Premiere. Es ist damit auch ein verdienter Innovationspreis für Ringier-CEO Marc Walder. Als er vor sieben Jahren begann, schien bei Online-Marktplätzen von Autos, Immos und Stellen der Vorsprung des Konkurrenten Tamedia schier uneinholbar. Heute hat Ringier gleichgezogen. Mit Walders *fresh money* wird der digitale Zweikampf zwischen Ringier und Tamedia nun zusätzlich befeuert.

Klar ist damit auch, dass sich der neue Investor Mobiliar für das publizistische Firmenerbe nicht interessiert. Je schneller sich Ringier von der Tradition löst und von einem Medienhaus zu einem Handelshaus entwickelt, umso besser für das Versicherungsgeschäft. Die hauseigenen Journalisten, so sehr sie das schmerzen mag, sind für den neuen Investor kein Thema von Relevanz.

Allenfalls bekommt Mobiliar-Präsident Urs Berger demnächst mal eine Homestory in der *Schweizer Illustrierten*.

Heimatabend

Von Henryk M. Broder — Der Bundespräsident lädt ein.

Letzte Woche bekam ich eine Einladung ins Schloss Bellevue, den Amtssitz von Frank-Walter Steinmeier. Im Betreff stand: «Bundespräsident lädt zu einem Heimatabend». Ich war mehr als überrascht. Noch nie hat mich der Bundespräsident zu irgendetwas eingeladen, weder zu einem Galadinner für den türkischen Staatspräsidenten noch zu einer Kranzniederlegung am Grab von Jassir Arafat. Warum also jetzt? Und warum mich?



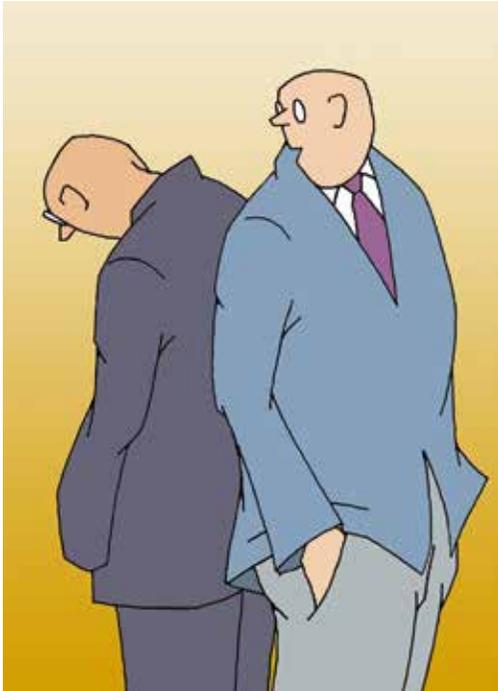
Zusammen «mit Künstlerinnen und Künstlern» und «Beiträgen aus Musik, Literatur, Theater und Film» sollte «an diesem Abend ... der Heimatbegriff betrachtet und reflektiert» werden. Ich bin kein Künstler und keine Künstlerin, und wenn ich den Begriff «Heimat» höre, muss ich an Freddy Quinn und sein Lied «Heimweh – dort, wo die Blumen blüh'n...» denken, ersatzweise an einen Film von Alois Brummer aus dem Jahre 1973: «Unterm Dirndl wird gejodelt.» Aber das war es nicht, worüber der Bundespräsident mit seinen Gästen sinnieren wollte. Sondern über Fragen wie: «Wo steht Deutschland als Einwanderungsgesellschaft im Jahr 2020? Welche Kulturen, Perspektiven und Identitäten sind heute Teil unserer Gesellschaft? Was kann uns heute Heimat bedeuten?»

Das sind weder neue noch ausgefallene Fragen. Seit der Schlacht im Teutoburger Wald im Jahre 9 n. Chr. fragen sich die germanischen Deutschen, wer sie sind und was sie von anderen Stämmen unterscheidet. Die Kultur! Allerdings sind sie sich uneinig, ob es eine «spezifisch deutsche Kultur» überhaupt gibt.

Die Auswahl der Künstler, die der Bundespräsident zu seinem «Heimatabend» eingeladen hat, zeigt, zu welcher Ansicht er neigt. Fast alle haben Migrantennamen. «Sie zeigen auf, welchen kulturellen Reichtum Zuwanderung und Migration bedeuten.» Deutschland ist ja eine Einwanderungsgesellschaft. Deswegen spricht nichts dagegen, dass der Bundespräsident mit Migranten und Zugewanderten darüber reflektieren möchte, was uns «Heimat heute bedeuten» kann. Im besten Falle wäre es ein Ort, wo man in Ruhe gelassen wird und nicht zum Vorsingen beim Chef geladen wird, der beweisen will, wie tolerant und weltoffen sein Land ist. Was mich angeht: Ich werde daheimbleiben und mir «Die Mädels vom Immenhof» – heiteres Ponyreiten mit Heidi Brühl – auf Arte ansehen.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man den Chef darauf aufmerksam machen, dass sein Hosenstall offensteht? Oder geht das schon unter sexuelle Belästigung?
Gudrun Heinzer, Schwyz

In aller Regel hat ein offener Hosenladen nichts mit Sex zu tun. Ein diskreter Hinweis (wenn er nicht schwer von Begriff ist, reicht ein Handzeichen) ist deshalb unverfänglich. Die Frage ist, ob Sie den Chef überhaupt vor der meist unfreiwilligen Peinlichkeit bewahren wollen – oder ob sie mit dem diskreten Zeichen nicht lieber ihre Kollegen auf das Malheur aufmerksam machen. Das wiederum kommt ganz auf den Chef an. *Alex Baur*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Billige Wohnungen braucht es vor allem für mittellose Zuwanderer, von denen viele gar nicht hier sein dürften.» *Hans-Peter Köhli*

Physikalische Wirklichkeit

Nr. 5 – «Der gute Zweck heiligt alle Nieten»;
Hubert Mooser über Simonetta Sommaruga

Frau Sommarugas Eifer mag nerven, aber wer sich unvoreingenommen mit den Mitteln zur Reduktion des CO₂-Ausstosses beschäftigt, wird früher oder später feststellen, dass man die Kernkraft vertreten muss. Was die Berater ihr vorenthalten, ist die Tatsache, dass Erneuerbare keine Energiequelle sind, sondern das Gegenteil: Zusammen mit den notwendigen Speichern brauchen sie mehr Energie, als sie je liefern. Die Solar-Gilde macht zwar wunderbare Berechnungen, die die physikalische Wirklichkeit verwedeln, aber die Wirklichkeit wird sich dennoch unerbittlich zeigen. Wir können Milliarden Franken in Solarpanels versenken, Milliarden in Forschung stecken: Die Physik lässt sich nicht überlisten. Frau Sommaruga wird das irgendwann einmal einsehen – und dann zurücktreten. Ganz leise. Pianissimo. *Laurenz Hüsler, Egg*

Realitätsverlust

Nr. 4 – «Beruf: Politikerin»;
Katharina Fontana über Mattea Meyer

Mattea Meyer will sich zusammen mit Cédric Wermuth, dem Nicolas Maduro der Schweiz, für die Überwindung des Kapitalismus und die Veränderung unserer Gesellschaft nach dem Vorbild von Karl Marx einsetzen. Dafür will sie echte Veränderungen erzielen, «ohne Rücksicht darauf, ob diese politisch machbar sind». Mit Gewalt also und gegen bestehende Regeln und Gesetze? Sie orientiere sich nicht an Wähleranteilen. Mini-Schritte reichen ihr nicht. Sie will die politische Auseinandersetzung auf die Strasse bringen. Sie beruft sich dabei darauf, die Jusos zu einer «schlagkräftigen Bewegung» gemacht zu haben, was man ja am 1. Mai unschwer feststellen konnte. Bei ihrem geplanten Griff in die Schatullen von Milliardären vergisst sie, dass diese nicht auf uns angewiesen sind. Wenn sich ein einziger Milliardär verabschiedet, müssen 1000 Millionäre oder 10 000 Bürger mit einem steuerbaren Vermögen über 100 000 Franken die fehlenden Milliarden mit höheren Steuern ausgleichen. Das kann dann bald einmal auch normal bis gut verdienende Sozialdemokraten treffen. *Urs Fries, Seuzach*

Politik als Hauptberuf? Frauen und Männer, die nie ihr Geld mit Arbeit verdient haben, sollen über die Geschicke des Landes bestimmen? Absurd. Genossin Meyer ist der Überzeugung, dass der Steuerzahler sie bis zum AHV-Alter



«Luft zum Atmen»: *Weltwoche*-Cover.

bezahlen soll. Staaten und Organisationen, die von Berufspolitikern geführt werden, zeichnen sich durch Ineffizienz und Realitätsverlust aus. Bestes Beispiel ist die EU. *Mario Wolf, Oberegg*

Viele Facetten

Nr. 5 – «Künstliche Tiefpreisinsel»;
Kommentar von Beat Gygi

Badran hat recht: Der Boden ist kein normales Marktprodukt, bei dem die üblichen Gesetzmässigkeiten funktionieren. Er lässt sich nicht vermehren, und deshalb muss hier die öffentliche Hand tatsächlich eine besondere Rolle spielen. Umgekehrt blendet sie jenen Punkt aus, der in vielen Facetten unseren Staat und eben auch den Wohnungsmarkt enorm und immer mehr belastet: die ungeheure Zuwanderung. Billige Wohnungen braucht es vor allem für mittellose Zuwanderer, von denen viele gar nicht hier sein dürften. Ich habe das Frau Badran geschrieben – keine Antwort. *Hans-Peter Köhli, Zürich*

Es ist unglaublich, in der Schweiz wird bald um jeden Quadratmeter Bauland gerangelt. Man muss sich schon fast rechtfertigen, wenn man einen Garten hat. Es ist die logische Konsequenz der unregelmässigen Zuwanderung. Ich wohne an der Grenze zum Elsass, kaum habe ich die Grenze überquert, gibt es eine weite, unverbaute Landschaft. Kaum zurück in der Schweiz, wird es wieder eng. Viele Menschen wandern aus der Schweiz aus. Sie brauchen Luft zum Atmen. *Esther Moser, Basel*

Ungeklärt

Nr. 5 – «Hölle der Vernichtung»;
Editorial von Roger Köppel

Wie es zur systematischen Vernichtung der Juden kommen konnte, ist bis heute ungeklärt. Das scheint auch niemanden zu interessieren – man hat ja einen Sündenbock. Aber Hitler war nicht wahnsinnig und auch nicht schwachsinnig. Er wollte wohl kaum als grösster Massenmörder in die Geschichte eingehen. Dieser Massenmord an Frauen und Kindern konnte offensichtlich niemals in Deutschlands Interesse liegen. Höchste SS- und Parteiführer waren entsetzt, als sie von den Vernichtungslagern erfuhren. Himmler hatte die Errichtung dieser Lager zur «geheimen Reichssache» erklärt und nur unterrichtet, wen er zur Ausführung brauchte. Bekannt wurde das erst, als die Rote Armee im Sommer 1944 das Vernichtungslager Majdanek erreichte und Bilder von den Gaskammern in britischen Blättern erschienen. *Eberhard Vogel, Worben*

Die Hitlerzeit zeigt auf, wie Diktaturen ins Verderben führen. Hunderte von weiteren Beispielen aus der Geschichte bestätigen dies. Und trotzdem sehnen sich immer noch Millionen von Menschen nach Diktaturen. Diejenigen, die zur gesellschaftlichen Elite gehören, haben oftmals einen ausgeprägten Machthunger, und sie glauben, sie seien klug genug, um die Menschheit alleine zu führen. Bei den gewöhnlichen Bürgern hingegen ist es persönliche Bequemlichkeit, die dazu führt, dass unsere Demokratie langsam, aber sicher in Richtung Diktatur driftet. Gut die Hälfte macht keinen Gebrauch vom Stimmrecht. Kaum jemand stellt sich noch für ein öffentliches Amt zur Verfügung. Fusionen von Gemeinden zu unüberschaubaren Agglomerationen werden gedankenlos durchgewinkt, die Schulpflegen abgeschafft. Damit gelangen Beamte an die Hebel der Macht, die nicht vom Volk gewählt wurden. *Max Salm, Umiken*

Ausländische Einflussnahme?

Nr. 5 – Coca-Cola-Werbung auf der Titelseite

Ist es nun so, dass ausländische Firmen, in diesem Fall Coca-Cola, sich in unsere Abstimmungskämpfe einmischen? Und das wahrscheinlich mit beachtlichen Kosten. Aber es gibt ja noch Pepsi-Cola, nicht wahr. Unsympathisch und ungehörig! *Peter H. Kuhn, Regensdorf-Adlikon*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

In den Zeitungen lese ich immer häufiger davon, dass es wichtig sei, Jobsharing-Modelle in Firmen oder bei staatlichen Institutionen, etwa Schulen, anzubieten. Mein Bauchgefühl sagt mir, dass es nicht geht, aber mein ganzer Freundeskreis sagt mir, das sei der Zug der Zeit und werde überall schon erfolgreich praktiziert. Hat es doch etwas für sich, wenn sich zwei Personen mit klaren Abgrenzungen die Verantwortung für einen Chefposten teilen? *A. M., Solothurn*

Vielorts wird empfohlen, dass man eine Stelle auf zwei oder sogar mehr als zwei Personen aufteilt. Man wird die Richtigkeit dieser Modelle nicht einfach gutheissen oder ablehnen können, sondern man hat sie im konkreten Fall zu untersuchen, wobei man die Vor- und Nachteile dieser Jobsharing-Lösungen abwägen muss.

Bei Stellen, die keinen grossen Verantwortungsbereich betreffen, ist ein Jobsharing nicht mit allzu vielen Nachteilen behaftet. Zum Beispiel bei einer Person, die eine Reinigung von Büroräumlichkeiten

besorgt. Hier sind Teilzeit- oder Stundenjobs problemlos möglich und üblich. Anders ist es bei Führungspositionen. In diesem Bereich trägt man die volle Verantwortung. Und grundsätzlich ist diese nicht teilbar. Man arbeitet, teilt auf und delegiert, aber ist trotzdem stets für das Ganze verantwortlich.

Wenn man diese Verantwortung aufteilt, ist die Gefahr gross, dass mehrere verantwortlich sind, aber man nicht mehr recht weiss, wer welche Verantwortung trägt. Dies ist vor allem bei Problemen und Misserfolgen problematisch, denn der Misserfolg ist stets ein Waisenkind. Der Erfolg dagegen hat viele Väter.

Das Gleiche gilt natürlich auch bei staatlichen Institutionen. Es kommt dort allerdings zu weniger Schwierigkeiten, weil der Erfolg in staatlichen Institutionen weniger gut messbar ist als bei Firmen der Privatwirtschaft.

Woher kommt es eigentlich, dass das Jobsharing-Modell so gefördert wird? Das Motiv ist der persönliche Wunsch des Arbeitnehmers, weniger lang zu arbeiten und die ganze Verantwortung nicht alleine tragen zu müssen. Man will eine verantwortungsvolle Stelle, die gut belohnt ist, ohne die Gesamtverantwortung tragen zu müssen. Und dieser persönliche Wunsch steht eben oft dem Bedürfnis des Unternehmens entgegen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



«Wer soll über meine Zukunft bestimmen, wenn nicht ich?»

Simone Näpflin
Leistungsprüferin Erwerbsunfähigkeit
zum selbstbestimmten Leben



«Man muss besser sein»

Kurt Aeschbacher gehört zu den erfolgreichsten Fernseh-Stars der Schweiz. Der studierte Ökonom erzählt von seiner Selbstfindung als schwuler Mann, von seiner Überlebensstrategie und von den Diskriminierungen, denen Homosexuelle heute wieder ausgesetzt sind. Von Roger Köppel, Roman Zeller und Alberto Venzago (Bilder)

Noch bevor uns Kurt Aeschbacher willkommen heisst, begrüsst uns Amelie, seine schwarze Hündin, im Türrahmen. Drinnen, in Aeschbachers Wohnung im Zürcher Enge-Quartier, hängt ein Duft von orientalischen Räucherstäbchen in der Luft. Der 71-Jährige führt durch die stilvoll möblierten Räume. Überall sind Bilder, Skulpturen, Vasen zu sehen. Es ist, als befänden wir uns in einer Kunsthalle, im «Aeschbi»-Museum. «Alle meinen, das sei ein Stubentisch», bemerkt der Fernsehmoderator. Er zeigt auf einen dunklen Klotz, der zwischen zwei Sesseln steht. «Dabei ist das ein Werk von Ai Weiwei, aus gestampftem Tee.» Auch das Paar Schnürschuhe, das im Esszimmer über der Tür hängt, sei vom chinesischen Künstler.

Leonardo, Aeschbachers Lebenspartner, ein gebürtiger Argentinier, hilft beim Servieren von Kaffee und Grüntee. Seit 2013 sind die beiden ein Paar, inzwischen leben sie in einer eingetragenen Partnerschaft. Auf seine Homosexualität wolle er nicht reduziert werden, sagt Aeschbacher, bevor wir uns setzen und unterhalten.

Herr Aeschbacher, wann haben Sie gemerkt, dass Sie homosexuell sind?

Es war eine zaghafte Entdeckung.

In welchem Alter?

Etwa in der vierten, fünften Klasse habe ich festgestellt, dass mich Buben mehr interessieren als Mädchen. Das war extrem verunsichernd. Ein neues Element kommt ohnehin in dein Leben, Sexualität, und du stellst ausserdem noch fest, dass du anders ausgerichtet bist als die Mehrheit. Viele Fragen schwirrten durch mein jungendliches Hirn: Stimmt da etwas nicht? Wieso ist das Interesse an Buben grösser? Und was bedeutet das letztendlich? Kann ich das bekämpfen? Ist es vorübergehend?

Sie spürten, dass Sie zum Aussenseiter werden könnten, vielleicht sogar zum Ausgestossenen.

Instinktiv war mir klar: Wer anders ist, kann nicht Teil des Ganzen sein. Ich musste lernen, meine Identität anzunehmen. Kann ich das? Bin ich stark genug? Da war ich ganz alleine mit den Fragen, für die ich keine Antworten fand.

Sie haben diese neuen Erfahrungen niemandem erzählt?

Nein, logischerweise nicht. Ich weiss nicht, wie das bei anderen Kindern war. Aber nur

schon die Tatsache, dass man sexuelle Wünsche und Interessen bekommt – die diskutiert man ja nicht mit den Eltern. Damals schon gar nicht.

Hat die Erkenntnis, schwul zu sein, bei Ihnen einen Schock, das heisst: Panik vor den möglichen Konsequenzen, ausgelöst?

Tief drinnen war eine Angst. Die trieb mich aber auch an, ein Doppelleben zu führen. Und auszuhalten. Wir haben Partys gemacht, Mädchen und Buben waren involviert. Fast jeder Mann, wenn er ehrlich zurückdenkt, kennt homoerotische Momente in der Jugend. Für mich waren die Partys wie ein Teil der Verkleidung. Ich konnte mich spielerisch herantasten. Interessant war, dass andere Buben auch mitgemacht haben.

Hatten Sie Freundinnen, zur Tarnung?

Ja. Ich hatte Angst, dass es entdeckt und zu einem gesellschaftlichen oder familiären Thema wird. Zuerst waren meine Freundin-

«Sie hoffte wohl, dass ich eine Frau besucht hätte, aber Mütter spüren ja, wie es wirklich ist.»

nen Schulschätze, dann, als ich studierte, waren es richtige Freundinnen, mit denen ich aus- und ins Bett ging.

Was haben Sie dabei empfunden?

Es war eine Ambivalenz. Ich wollte herausfinden, ob es geht oder nicht. Was würde es in mir auslösen? Gleichzeitig war da die Befürchtung: Wenn es nicht geht, ist das der endgültige Beweis, dass ich anders bin.

Sozusagen der Versuch, sich eine Brücke ins «normale» Leben zu bewahren.

Eigentlich habe ich ja gewusst, wie ich bin. Aber es gab diese Angst vor mir selbst, dass meine Homosexualität eine Tatsache sein könnte. Damit verbunden war auch die Angst, es irgendwann öffentlich machen zu müssen.

War die Schweiz damals, zu Beginn der sechziger Jahre, ein schwulenfeindliches Land?

Es gab Vorzeigeschwule in Bern. Herr Dubois hatte den Tennisklub Dählhölzli, daneben noch eine Tanzschule. In der Stadt hiess es, das sei ein Warmer, da müsse man aufpassen, der verführe womöglich Buben. Dann war da noch Jürg Stucker. Er führte ein berühmtes Auktionshaus und lebte offen deklariert mit seinem Freund zusammen.

Tragischerweise hängte er sich in seinem Auktionshaus auf. Das waren die Rollenbilder: Sie interessierten mich. Gleichzeitig merkte ich: Wenn du diesen Weg gehst, bist du der Aussenseiter, den sie schräg anschauen, über den sie tuscheln.

Gab es auch offene Schwulenfeindlichkeit?

Explizite Schwulenfeindlichkeit mit Hass, Gewalt oder totaler Ausgrenzung: Das war sicher nicht die dominierende Stimmung. Schwule wurden auch nicht kriminalisiert. Wenn sie es gut machten, wie Dubois oder Jucker, gab es sogar eine gewisse Anerkennung. Aber Schwule wurden belächelt, subtil ausgegrenzt, denn sie verkörperten das Unbekannte, das vielleicht andere in sich auch spüren und es gerade deshalb sofort abtöten, wegstossen.

Sie haben einmal gesagt, Sie hätten Ihr Sexleben damals diskret und effizient verrichtet, «wie ein Geschäft». Können Sie das ausführen?

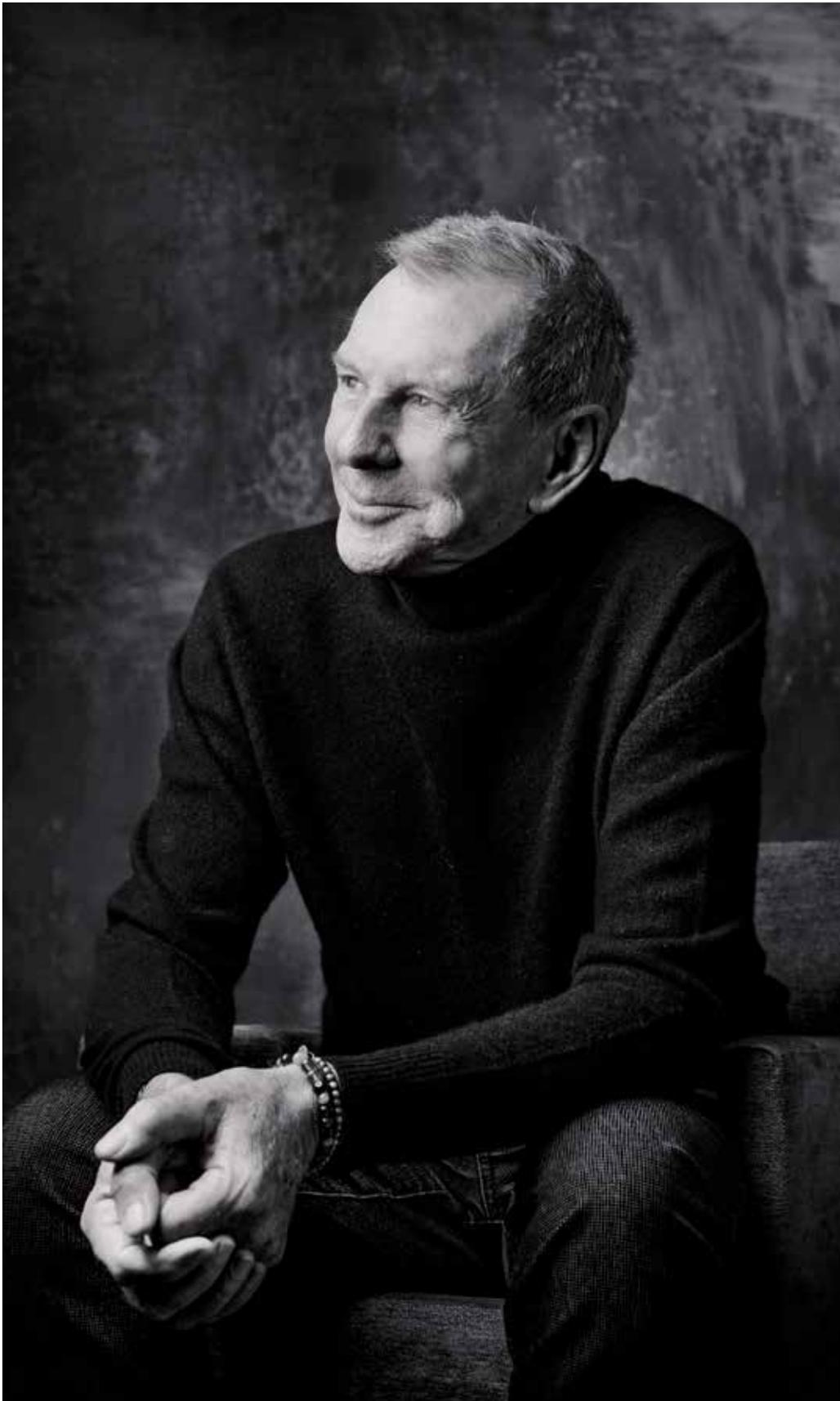
Meine Sexualität war wie eine Blase, in die ich hineinging und aus der ich wieder ausstieg. Sie durfte nicht ein Teil des Alltags sein. Ein schlechtes Gewissen war damit verbunden, mehr noch die Sorge, dass man als deklariertes Aussenseiter Probleme bekommt, weniger berufliche Möglichkeiten hat im Leben: Als Schwuler muss man besser sein. Man muss sich mehr anstrengen, um Angriffsflächen zu vermeiden.

Warum und wann haben Sie sich entschieden, sich als Schwuler zu outen?

Es war ein bewusster Entscheid. Ich war neunzehn, hatte gerade die Matur gemacht und angefangen, Wirtschaft zu studieren. Mein Freund lebte in München, und so fuhr ich nach München. Als ich zurückkam, fragte meine Mutter: «Das war eine komische Reise, bei wem warst du?» Das war der Moment, als ich offen darüber reden musste.

Was sagte die Mutter?

Sie hoffte wohl, dass ich eine Frau in München besucht hätte, aber Mütter spüren ja, wie es wirklich ist. Als ich ihr die Wahrheit sagte, warf sie ein: «Aber da ist doch noch eine Freundin.» Ich erklärte ihr, dass mir das sexuell nichts bedeutete. Da brach für meine Mutter eine Welt zusammen. Was sie geahnt hatte, war nun definitiv. Das war ein Phänomen dieser Zeit: Man redete nicht über Dinge, von denen man wusste, dass sie existieren, denn solange man sie nicht ausspricht, kann man so tun, als seien sie inexistent.



«Instinktiv war mir klar: Wer anders ist, kann nicht Teil des Ganzen sein»: Fernseh-Idol Aeschbacher.

Früher dachten Eltern, wenn ihre Kinder schwul waren, dass sie in der Erziehung versagt hätten.

Das war interessanterweise die Reaktion. Meine Mutter fing an zu heulen: «Was habe ich nur falsch gemacht?» Sie dachte wohl, die Sozialisierung sei «schuld». Ich behauptete, dass Homo-

sexualität genetisch geprägt ist. Das aber wusste sie noch nicht. Es war ein dramatischer Tag mit vielen Tränen, auch bei mir.

Was meinte der Vater?

Der wusste noch gar nichts. Die Mutter sagte: «Das können wir ihm nicht erzählen.»

Sie wollte es verheimlichen?

Ja. Sie wollte einen Pakt schliessen mit mir. Ich forderte aber klare Verhältnisse. Ich habe indirekt eine Art Liebesbeweis verlangt und sagte sinngemäss: «Wenn du findest, ich sei ein schlechterer Sohn, weil ich auf Männer stehe, dann muss ich halt damit leben.» Irgendwie gingen wir dann ohne klare Aus-

«Bei mir hat die sexuelle Identität zu einer gesellschaftlichen Überanpassung geführt.»

sprache auseinander. Ich erinnere mich, dass ich beiläufig von einem Hemd erzählte, das mir sehr gefallen hatte. Am nächsten Tag lag dieses Hemd kommentarlos auf meinem Bett.

Die Mutterliebe war stärker.

Ja. Sie wollte, konnte nicht mehr darüber diskutieren, und doch gab sie mir zu verstehen, dass es so, wie es war, in Ordnung sei.

Eine berührende Geste.

Ich fand es wahnsinnig schön. Wir waren nicht reich. So ein Hemd kostete und bedeutete etwas. Es war etwas Grösseres.

Und wie ging es mit dem Vater weiter?

Er wollte nie mehr wissen. Mit meinen Eltern habe ich im ganzen Leben nie mehr übers Schwulsein gesprochen. Es war ein Tabu. Trotzdem behandelte mein Vater auch Freunde von mir immer kollegial und freundschaftlich. Meine Mutter wurde gelegentlich rückfällig. Ich sollte doch heiraten, rutschte es ihr dann heraus. Was ihr dann sofort peinlich war.

Man will von seinen Eltern bedingungslos geliebt werden, ohne Vorbehalte. Haben Sie damals an Ihren Eltern gezweifelt?

Das nicht, aber es hat wohl meinen Emanzipationsprozess etwas beschleunigt. Ich wollte mein Studium rasch hinter mich bringen und auf eigenen Beinen stehen. Ich brauchte eine eigene Wohnung, denn meine Freunde nach Hause bringen – das wäre unmöglich gewesen.

Inwiefern hat Ihre Homosexualität Ihren Charakter in anderen Lebensbereichen geprägt?

Bei mir hat die sexuelle Identität zu einer gesellschaftlichen Überanpassung geführt: nicht auffallen wollen, zeigen, dass man beruflich erfolgreich ist. Ich wollte keinen Anlass geben zu weiteren Fragezeichen.

Hat Sie dieser Wille, es besser zu machen, selbstbewusster werden lassen?

Eher nein. Ich hatte kein grosses Selbstbewusstsein. Ich habe es immer noch nicht. Wenn ich zurückschaue, dann habe ich sechzig Jahre Selbsttherapie gemacht. Ich kam nur deshalb über die Runden, weil ich mich immer gefordert habe, die Hürden überspringen musste. Deshalb bin ich wohl auch beim Fernsehen gelandet. >>>



«Wir verdrängten Schwarzenegger von den Titelseiten»: Aeschbacher mit *Weltwoche*-Redaktoren Köppel (l.) und Zeller (M.).

Sie wurden bald bekannt als einer der Moderatoren der Kultsendung «Karusell». Mussten Sie Ihre Homosexualität geheim halten?

Intern nicht. Es war wichtig, dass Klarheit herrschte. Ich kam aber in ein neues Dilemma: Wie öffentlich ist meine Sexualität?

Wie lautete Ihre Antwort?

Es spielte sich das Gleiche ab wie zu Hause. Zum einen wusste ich nicht, wie das Publikum reagieren würde. Ich hatte Angst vor einem möglichen Liebesentzug. Zum andern wollte ich auch nicht der Vorzeigschwule sein, der auf seine Sexualität reduziert wurde. Man sollte mich nach dem beurteilen, was ich mache und kann. Ich wollte meine Homosexualität nicht thematisieren. Es war meine Privatsache.

Alle Journalisten wollten die grosse Coming-out-Story, als Sie allmählich bekannt waren. Ihre Homosexualität war damals ein offenes Geheimnis.

Ich sagte: «Wir können gerne darüber sprechen, ihr schreibt einfach nicht.» Es gab extrem viel Druck.

Wann und warum haben Sie es öffentlich gemacht?

Es war anlässlich eines Besuchs von Arnold Schwarzenegger in Zürich. Er eröffnete sein «Hard Rock Café» an der Bahnhofstrasse. Ich war eingeladen und wollte mit meinem Partner Andrin Schweizer hin. Wir wussten, wenn wir öffentlich zusammen auftreten, dann kommt die Schlagzeile. Das war dann auch so. Wir verdrängten Schwarzenegger von den Titelseiten. (Lacht)

Was sagten die Eltern?

Mein Vater war bereits gestorben. Meine Mutter bekam die totale Krise. Sie erzählte mir, dass sie nun von all ihren Freundinnen angesprochen werde. Sie habe Angst um mich. Ich würde doch nun benachteiligt im Leben. Sie hatte es offensichtlich noch nicht verarbeitet, zeigte mir aber rührend ihre Liebe.

Gab es auch negative Reaktionen?

Da ich dem Fernsehen nie so recht traute, hatte ich ein zweites Standbein, ein Geschäft für Accessoires in Basel. Ab und zu wurden dort die Schaufenster mit Fäkalien beschmiert. Solch abseitige Geschichten haben mir damals echt Angst gemacht. Es gab auch beleidigende Briefe und Zusendungen mit widerlichem Inhalt. Leider konnte ich nie antworten, weil alles anonym war.

Beim Fernsehen?

Grosse Unterstützung. Es arbeiteten viele Schwule dort. Ich hatte auch nie das Gefühl, das Publikum wende sich ab. Das ist ein grosses Kompliment an die Gesellschaft. Ich habe die Schweiz als äusserst tolerant empfunden.

Toleranter als geglaubt?

Ja, ich hatte Angst vor Intoleranz, habe aber genau das Gegenteil erfahren. Das war bemerkenswert. Meine Karriere hatte nie

«Ich glaube, wir leben grundsätzlich in einer sehr toleranten Gesellschaft in der Schweiz.»

einen Einbruch wegen der Sexualität. Wenn etwas bemängelt wurde oder schlecht lief, dann deshalb, weil ich einfach eine schlechte Sendung gemacht hatte.

Wie hat sich das Klima für Schwule verändert in der Schweiz? Was erleben Sie heute?

Mir scheint, die Diskriminierung nehme zu.

Wie kommen Sie darauf?

Es ist eine heikle Aussage, aber ich glaube, wenn Menschen aus völlig anderen Kulturen kommen, in denen Homosexualität aus religiösen oder kulturellen Gründen nicht existieren darf, dann haben sie in einer liberalen Gesellschaft, wie wir sie leben, grössere Mühe. Es gibt in diesen Szenen sicher auch einen Gruppendruck, sich gegenüber Schwulen noch deutlicher abzugrenzen als

durch ein paar Bemerkungen, sonst kommt man selber unter Druck. Die Übergriffe, von denen wir immer wieder hören, sind ein kulturelles Phänomen, das beängstigend ist. Es macht für mich aber das Schwulsein in der Schweiz nicht gefährlicher.

Es gab einen homosexuellen niederländischen Politiker, Pim Fortuyn, ursprünglich links, Soziologieprofessor, enorm populär. Er warnte vor zwanzig Jahren, dass die Zuwanderung aus muslimischen Ländern für Frauen und Schwule gefährlich sei. Hatte er recht?

Lassen Sie es mich so sagen: In den USA gibt es einzelne Staaten, in denen die «Umprogrammierung» von Schwulen legal ist. Da können angebliche Therapeuten mit Elektroschocks et cetera sogar Geld verdienen. Als ob Schwulsein eine Krankheit wäre. In extremen religiösen Kreisen ist das Teil der Kultur. Nicht nur in arabischen Ländern.

Gemäss Medienberichten stehen hinter den Übergriffen auf Homosexuelle in der Schweiz aber vor allem Zuwanderer aus muslimischen Ländern. Darf man das nicht sagen?

Doch, aber ich habe Mühe mit Pauschalisierungen. Schwule treten heute selbstbewusster auf. Das ist eine grössere Provokation. Andererseits gibt es Kreise, die aus religiösen und kulturellen Gründen damit nicht umgehen können. Natürlich spielt da auch die Zuwanderung hinein, wenn es zu Zusammenstössen und Konflikten kommt. Was mir auffällt: In muslimischen Ländern schauen Männer extrem auf ihr Äusseres, mit intensivster Körperpflege. Aber die Homosexualität wird – offiziell zumindest – aufs heftigste bekämpft.

Was ist gegen den neuen Hass zu unternehmen?

Es braucht Aufklärung und eine Ächtung dieser Einstellungen und Verhaltensweisen. **Sind Sie selber schon Opfer von Übergriffen geworden?**



Nein, aber ein Freund von mir wurde am Bürkliplatz zusammengeschlagen, er hatte schwerste Kiefer- und Nasenverletzungen. Das hat es immer gegeben, leider. Ich glaube aber, wir leben grundsätzlich in einer sehr toleranten Gesellschaft in der Schweiz.

Wo werden Schwule heute noch rechtlich diskriminiert?

Wenn einer der beiden Ausländer ist und der andere Schweizer, dann wird es ganz kompliziert.

Braucht es die Homo-Ehe, oder reicht die eingetragene, rechtlich gleichgestellte Partnerschaft?

Ehe für alle ist für mich zwingend, es ist ein Bürgerrecht zweier Menschen, die sich lieben. Ich finde es falsch, eine Sonderregelung zu schaffen für diese sogenannt komischen Schwulen und Lesben.

Der Philosoph Kant definierte die Ehe als Vertrag «zum wechselseitigen Gebrauch der Geschlechtsorgane».

Vielleicht war er der intelligenteste und früheste Befürworter der Schwulenehe.

Aber die rechtliche Gleichstellung ist doch vorhanden. Nur der Begriff Ehe fehlt. Ist das so wichtig?

Die Gleichstellung ist nur annähernd da. Adoptionen sind noch nicht möglich. Das ist nun kein Anliegen von mir, aber im Gefühl der Gerechtigkeit muss das doch möglich sein. Die Behauptung, dass Kinder zwei verschiedene Geschlechter als Eltern brauchen, ist längst widerlegt.

Die Leute tuscheln: Schwule würden häufiger zu Pädophilie neigen, daher angepasst bei Adoptionen.

Dieses Vorurteil – andere Sexualität fördern Missbrauch – steckt tief, ist aber, auch statistisch erwiesen, falsch. Es gibt mehr heterosexuelle Pädophile als homosexuelle. Bei lesbischen Paaren, die Kinder erziehen, hört man diese Verschwörungstheorie nie.

Schwule haben es schwieriger?

Ja, das hängt damit zusammen, dass Zärtlichkeiten unter Frauen selbstverständlicher sind. Ausserdem ist es offenbar ein Männertraum, mit zwei lesbischen Frauen ins Bett zu steigen.

Wie stehen Sie zur Reproduktionsmedizin? Das Baukastenkind mit Leihmutter und gegebenenfalls Samenspende.

Den Drang, meine Gene weiterzugeben, hatte ich nie. Reproduktionsmedizin finde ich ethisch fragwürdig. Gebraucht man die

«Die Übergriffe, von denen wir immer wieder hören, sind ein kulturelles Phänomen.»

Leihmutter als Gebärmaschine? Man spendet den Samen, sie trägt es aus. Da gehen bei mir die Alarmsirenen los.

Wir verlängern das Leben dank Technologie. Nun haben wir die Möglichkeit, Leben mit Hilfe neuer Technologien entstehen zu lassen. Was ist so schlimm daran?

Mich schreckt das Transaktionsmässige ab: Geld gegen Kind. Fürchterlich. Ich komme gerade aus Ruanda. Da war ich in einem Lager mit 60 000 Menschen, darunter 33 000 Kinder im Alter von drei bis achtzehn Jahren. Bevor wir die Reagenzgläser besamen, sollten wir Kindern eine Chance geben, die Hilfe nötig haben.

Werden Sie am 9. Februar für die Ausweitung der Rassismusstrafnorm stimmen?

Da sitzen zwei Seelen in meiner Brust. Natürlich muss Hass unterbunden werden, denn Hass kann zu Gewalt und Diskriminierung führen. Der Völkermord in Ruanda begann mit einer Entfesselung der Sprache. Das muss verhindert werden, aber ich frage mich wirklich, ob es dazu einen neuen Paragrafen im Strafgesetzbuch braucht.

Sie tendieren zum Nein?

Eher zum Ja. Ich kann verstehen, wenn man dafür ist. Aber ich erwarte von den Gerichten, dass sie schon heute verantwortungsbewusst entscheiden. Ich bin kein Freund der überempfindlichen Gesellschaft. Gleichzeitig stimmt es nicht, was die SVP und andere behaupten, dass ein Ja zu diesem Artikel die Meinungsäusserungsfreiheit in der Schweiz einschränken würde.

Ist es nicht überempfindlich, wenn Schwulenorganisationen heute überall Diskriminierungen wittern und auch offen übersteuern, wenn wir den Fall der Schokoladenfirma Läderach anschauen? Da fühlen sich manche Aktivisten allein durch die Tatsache provoziert, dass die Eigentümerfamilie sehr christlich unterwegs ist.

Minderheiten können immer übersteuern. Die Gefahr ist da. Ich finde, wir sollten wieder lernen, mit Augenmass und vernünftigt zu urteilen. Boykottaufrufe und Hass Tiraden gegen einen Schoggi-Produzenten schaffen einzig neue Diskriminierungen – am Schluss ist doch jeder Bürger frei, dort einzukaufen, wo er sich als Mensch respektiert fühlt.

Könnten Sie als prominenter Schwuler überhaupt gegen die Ausweitung der Rassismusstrafnorm Stellung beziehen oder würden Sie dann von Schwulenorganisationen der Illoyalität bezichtigt?

Vielleicht, aber es wäre mir egal. Ich differenziere nicht aus Angst, abgestraft zu werden. Ich fühle mich gegenüber der *Weltwoche* nur meinem Gewissen verpflichtet. (*Lacht*)

Haben Sie sich eigentlich jemals gewünscht, nicht schwul zu sein?

Nein. Ich habe mir nur gewünscht, dass es gut kommt, obwohl ich anders bin in meinem Leben.

Grüner Schlossherr

Berns Stadtpräsident Alec von Graffenried kämpft im Wahljahr um Unterstützung in den eigenen Reihen. Seine Politik ist beispielhaft für die Widersprüche grüner Politik heute. Das bremst ihn kein bisschen. Von Erik Ebnetter

Gibt es ein richtiges Leben im falschen? Der grüne Berner Stadtpräsident Alec von Graffenried erzählte im Wahlkampf vor vier Jahren jedem Journalisten, der es hören wollte, wie er als junger Mann mit seiner Herkunft gehadert habe. Seine Familie zählt zu den ältesten, vornehmsten der Stadt. Ihr Bürgerrecht geht auf das 14. Jahrhundert zurück, ihr Wappenspruch lautet: «*Fac recte, neminem time*» («Tue recht und scheue niemand»).

Der bekannteste Graffenried des 20. Jahrhunderts war Charles, ein entfernter Verwandter des heutigen Stadtpräsidenten. Als Bankier und Immobilienunternehmer machte er ein Riesenvermögen. Um nicht für dessen Sohn gehalten zu werden, verzichtete der junge, linke Alec, bürgerlich Alexander, geboren 1962, gegen aussen auf das «von». Erst 1992 trug er sich ins Stammbuch ein und wurde Teilhaber der sogenannten Familienkiste, des Fonds des althehrwürdigen Geschlechts. Da war er schon Fürsprecher und zweifacher Vater.

Fürsprecher ist nun allerdings ein klassischer Graffenried-Beruf, zumindest in Zeiten, in denen Solddienst und Herrschaften keine Grundlage für eine Existenz mehr bilden. Auch eine politische Karriere verfolgt Alec von Graffenried nicht als Erster seines Namens. Die Familie stellte zwischen 1590 und 1715 vier Schultheissen von Bern, was den *Tages-Anzeiger* zur Schlagzeile «Von Graffenried, der Fünfte» inspirierte.

Graffenried selber zeichnete im Wahlkampf um das Stadtpräsidium ein anderes Bild seiner Herkunft. Aufgewachsen im einst eher einfachen Länggassquartier, hatte er als Neunjähriger den Vater verloren. Um sein Studium zu finanzieren, füllte er Migros-Regale, war Kellner und Chauffeur und pflegte damit nicht den Lebensstil, wie ihn manche Berner Patrizier noch im späteren 20. Jahrhundert für standesgemäss hielten («*Syt dir öpper, oder nämet dir Lohn?*»). Kurz: Graffenried verkaufte sich als schicksals-erprobten Normalo, als «dy Stapi».

Zwölf Parzellen, fünfzig Hektaren

Die Strategie verfiel. Auch die *Weltwoche* befand, der Kandidat mit dem klingenden Namen gehöre zum «ganz normalen Mittelstand». Inzwischen hat die *Berner Zeitung* einer breiteren Öffentlichkeit bekanntgemacht, dass Graffenried schon 1978, mit sechzehn Jahren, einen Achtel von Schloss Burgstein im Gürbetal mitsamt Ländereien erhalten hatte. Zusammen mit fünf Miteigentümern gehört

er zu den grössten privaten Waldbesitzern des Kantons. Mehr als fünfzig Hektaren, verteilt auf zwölf Parzellen, nennen die Damen und Herren zu Burgstein ihr Eigen.

Nun ist Grundbesitz einstweilen nichts Ehrenrühiges, auch wenn manche Linke den Boden lieber heute als morgen verstaatlichen würden. Zum Image, das Graffenried von sich selber kultiviert, will das feudale Erbe trotzdem nicht recht passen. Hinzu kommt: Ein Schloss, und sei es noch so gut unterhalten, entspricht nicht gerade den Idealen grüner Raum- und Wohnbaupolitik wie Zersiedlungsstopp oder 2000-Watt-Gesellschaft. Die ganze Sache sorgte in Bern, als sie im Sommer 2019 publik wurde, denn auch für einigen Gesprächsstoff. Grüner Schlossherr, das klingt wie ein Widerspruch in sich.

Es ist eine Erfahrung, die Politiker immer wieder machen, zuletzt vor allem die erfolgreichen, mitunter selbstgerechten Grünen: Wer anderen vorschreiben will, wie sie zu leben haben, wird selber mit genau kalibrierten Massstäben gemessen. So konnte es den patrizischen Stadtpräsidenten, der in der Familien-



2000-Watt-Gesellschaft? Schloss Burgstein.

biografie als «bürgerlicher Grüner» auftritt, nicht überraschen, dass er gefragt wurde, wie oft er im Schloss weile oder wie er dessen Unterhalt finanziere. Graffenried enthielt sich jeden Kommentars.

So diskret war er nicht immer. 2017 erzählte er in einem Interview mit der Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereins freimütig, dass er an «manchen Wochenenden» und zuweilen auch «ferienhalber» auf dem Schloss anzutreffen sei. Noch als Student habe er «im Sommer längere Zeit» auf Burgstein verbracht. Wenn die *Berner Zeitung* ihre Recherche mit «Sommerresidenz des Stapi» überschrieb, lag sie damit nicht falsch.

Zuletzt dürften Graffenried jedoch andere Schlagzeilen besorgt haben. Kaum hatte ihn die Grüne Freie Liste (GFL) für eine weitere Amtszeit nominiert – Bern wählt Ende November –, gab Franziska Teuscher vom Grünen Bündnis (GB) ihr Interesse am Stadtpräsidium bekannt. Teuscher sitzt wie Graffenried im Gemeinderat, der fünfköpfigen Exekutive der Stadt. GFL und GB gehören beide zu den Grünen Schweiz, sind in der Lokalpolitik aber nur über das Rot-Grün-Mitte-Bündnis (RGM) miteinander verbunden. RGM ist eine Wahlplattform von SP, GB, GFL und EVP, wobei sich die Loyalität schnell erschöpft. Schon 2016 konkurrierten mit Graffenried, Teuscher und Ursula Wyss (SP) drei RGM-Politiker um den Stapi-Job.

GB und GFL bilden im Stadtrat, wie das Parlament von Bern heisst, auch keine Fraktionsgemeinschaft. Die GFL ist dort mit der EVP verbündet, während das GB mit der Graffenried-kritischen Jungen Alternative zusammenarbeitet. Dass es im Stadtrat mit Grünliberalen und Grünalternativen zwei weitere Parteien aus dem ökologischen Lager gibt, macht die Sache nicht einfacher. Vier und mehr Fraktionen streiten in Bern, was grüne Politik richtigerweise sei. Es herrscht ein Narzissmus der kleinen Differenzen.

«Langsamste Stadt der Schweiz»

Wer in diesem Klima überleben will, muss erfinderisch sein. Als es im Mai 2019 darum ging, ob die Stadt den Klimanotstand ausrufen solle, was Biologin Franziska Teuscher befürwortete, entschied sich Jurist Alec von Graffenried, der weniger leichtfertig mit rechtlichen Begriffen hantiert, für eine salomonische Lösung. An einer Medienkonferenz im Münster-turm liess er ein Redemanuskript verteilen, zu lesen war darin der Satz: «Der Gemeinderat ist heute hier vollzählig anwesend, um an diesem symbolträchtigen Ort den Klimanotstand auszurufen.» Als Graffenried den Redetext vortrug, übersprang er diese entscheidende Stelle. Was galt nun? Die *Berner Zeitung* konnte es trotz hartnäckigem Nachfragen nicht ermitteln.

Geht es hingegen um betriebswirtschaftliche oder ingenieurtechnische Fragen, kann Klimapolitik auch für Graffenried nicht spektakulär genug sein. So möchte der Gemeinderat den kriselnden Flughafen Belp nur unterstützen, wenn dieser eine «Vorreiterrolle betreffend elektrische Flugzeuge



Rhythmus einer vergangenen Zeit: Stadtpräsident Graffenried.

und CO₂-neutralen Treibstoff» einnehme. Anders formuliert: Ein Schweizer Mini-Flughafen soll eine Revolution des globalen Flugverkehrs anführen, angeleitet von einer Verwaltung, die bislang nicht für ihre

Vier und mehr Fraktionen streiten in Bern, was grüne Politik richtigerweise sei.

Innovationslust bekannt ist. Graffenried macht seinem Namen alle Ehre: Tue recht und scheue niemand.

In der Stadt geht es unterdessen gemächlicher zu und her. Bern hat über 120 Begegnungszonen, wo die Höchstgeschwindigkeit auf 20 Kilometer pro Stunde beschränkt ist

(«und jährlich kommen weitere dazu», wie die Verwaltung mitteilt). Die Regierung verfolgt eine «Velooffensive», initiiert von Gemeinderätin Ursula Wyss, und lässt per «Velobarometer» die vorbeifahrenden Umwelthelden auf zwei Rädern zählen. «Ein kleines Hurra auf jeden Velofahrer», titelte die *Berner Zeitung*. Oder in den Worten von *20 Minuten*: «Bern will die langsamste Stadt der Schweiz sein».

Tatsächlich orientiert man sich im Hauptort des modernen Bundesstaats immer mehr am Rhythmus einer vergangenen Zeit. Abraham, Anton I., Anton II. und Emanuel von Graffenried, die früheren Schultheissen von Bern, müssten sich jedenfalls nicht an ein gänzlich neues Lebenstempo gewöhnen, kämen sie ihren Nachkommen im Amt per Zeitreise besuchen (die physikalischen Grundlagen da-

für erarbeitete Albert Einstein seinerzeit in Bern). Ein Pferd, richtig geführt, was für Patrizier mit Landsitzen kein Problem sein sollte, bildet in zeitgenössischen Tempo-20-Zonen kein Verkehrshindernis.

Staunen würden die alten Graffenried wohl eher über die vielen Menschen in ihrer Stadt. Obschon Bern, anders als etwa Zürich, noch weit entfernt ist von den Rekordwerten der sechziger Jahre, kam es nach der Jahrtausendwende zu einer Trendumkehr: Bern wächst wieder. Dieses Wachstum, befeuert durch die Personenfreizügigkeit mit der Europäischen Union, beschäftigt auch die Verwaltung. 5000 Wohnungen sollen bis 2030 in der Stadt entstehen, die Hälfte davon in Kostenmiete. Besonders grün ist das nicht, dafür grosszügig.

Aussenpolitik wie im Ancien Régime

Geht es um die EU, lässt Graffenried alle ökologischen Bedenken fahren. Anders als viele Grüne, die in der EU kein Fortschrittsprojekt erkennen mögen, unterstützt Graffenried als führendes Nebs-Mitglied einen baldigen Beitritt der Schweiz zur Europäischen Union. ««Der Starke ist am mächtigsten allein», diese Sentenz aus Schillers *«Tell»* gilt nicht mehr», erklärt der Stadtpräsident, der eine Aussenpolitik betreibt, als sei Bern immer noch der grösste Stadtstaat nördlich der Alpen wie seinerzeit im Ancien Régime.

Im Herbst reiste Graffenried mit seinen Gemeinderatskollegen nach Palermo, um sich «kundig zu machen, wie andernorts Probleme gelöst werden». Selbstredend war man mit Zug und Fähre unterwegs, um den Schadstoffausstoss niedrig zu halten. Allerdings musste Graffenried kurz nach seiner Rückkehr den Flieger nach Südafrika besteigen, um dort am Kongress des Global Parliament of Mayors teilzunehmen. Bern war diesem internationalen Stapi-Klub zuvor als erste und bislang einzige Schweizer Gemeinde beigetreten. Von Südafrika ging es wiederum mit dem Flugzeug weiter nach Äthiopien an eine karitative Velotour.

Die Berner begegnen solchem Treiben mit Gleichmut. Die jüngste Umfrage zur Zufriedenheit der Bevölkerung ergab nordkoreanisch anmutende Werte: 97 Prozent leben gerne in der Stadt, was sich allerdings auch mit einem robusten Lokalpatriotismus erklären lässt («Bärn, i ha di gärn»). Dass sich die Politik immer wieder spendabel zeigt, dürfte zur guten Stimmung ebenfalls beitragen. Dafür kämpft die Regierung nun mit einem Millionendefizit, wie sie jüngst zerknirscht mitteilen musste. Die lokalen Medien kommentierten darauf übereinstimmend, die «Party» sei vorbei, die Stadt müsse sparen. Plötzlich soll sich Alec von Graffenried als Krisenmanager neu erfinden. Es wirkt wie ein falsches Leben im richtigen. ○

Die Fehler von Paris

Das Pariser Klima-Abkommen ist eine Sackgasse.
Die Schweiz schadet sich und der Welt, wenn sie daran festhält.

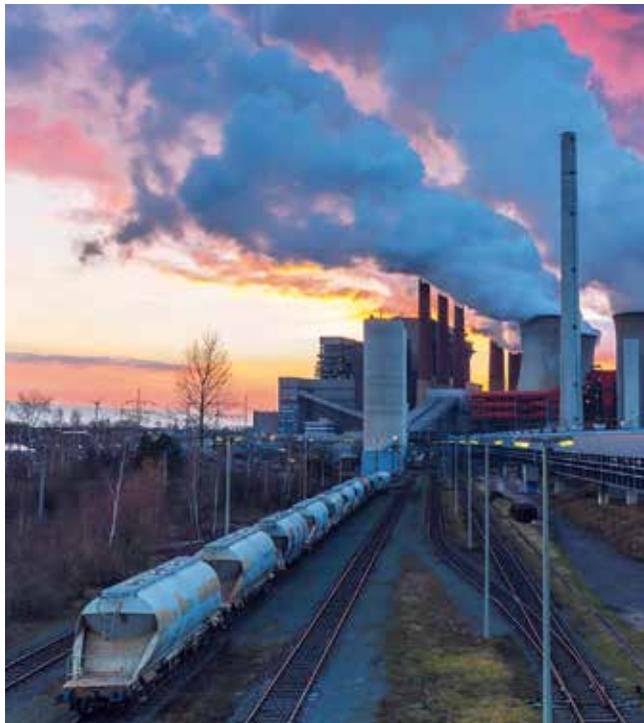
Von Beat Gygi

Das Klima hält die Welt am Laufen, in jeder Hinsicht. Gibt man das Wort «Klima» ins Suchsystem ein, findet Google in einer halben Sekunde 240 Millionen Stellen. In der Wissenschaft haben sich zahlreiche Experten aus allen Gebieten in einem Chor zusammengefunden und vor einem Weltdirigenten aufgestellt. Die Aussicht auf öffentliche Auftritte gibt Tausenden von Klimaprotestierenden den Antrieb, das Scheinwerferlicht zu suchen. Millionen von Politikern geben Milliarden an öffentlichem Geld zur Rettung des Klimas an Interessengruppen, die sich um sie scharen und ihnen bei Wahlen die Stimme geben. Und alle reden von Paris. Die Klimajugend tobt, weil die Länder die Ziele des Pariser Abkommens verfehlen. Umverteilungspolitiker verweisen auf Paris, um Fahrverbote zu erlassen, Elektro-Autos zu subventionieren, neue Abgaben auf CO₂, Energie, Flugreisen, Fleisch oder Milch zu erheben und möglichst in die Staatskasse zu leiten.

Das ist ein irres Spiel. Wer wirklich etwas für das Klima tun will, muss sich aus diesem Getue heraushalten. «Der Ansatz von Kyoto und Paris ist in der Sackgasse», sagte kürzlich William Nordhaus an einer Tagung der ökonomischen Abteilung der Universität Zürich, als er zum Thema «Die Ökonomik des Klimawandels» sprach. Wenn Nordhaus sagt, der Pariser Prozess sei am Ende, hat das Gewicht. Er hat 2018 den Wirtschaftsnobelpreis erhalten für seine jahrzehntelangen Forschungsarbeiten zur Analyse des Klimawandels. Bereits Mitte der 1970er Jahre hat er in seinen Arbeiten dargelegt, dass eine Erderwärmung von mehr als zwei Grad Celsius zu einer für die Gesellschaft kritisch werdenden Klimaveränderung führen könnte. Er hat damit eine Temperaturmarke gesetzt, die später von der riesigen Uno-Maschinerie übernommen wurde.

Wirre politische Experimente

Die ganze Klima-Betriebsamkeit findet heute mehr oder weniger unter der Regie der Uno statt. Vor allem mit dem ersten Erdgipfel von 1992 in Rio wurde das Ganze in einen weltweiten Rahmen mit dem Wissenschaftsrat IPCC und mit jährlichen internationalen Klimakonferenzen gesetzt – mit dem Argument, dass Treibhausgas-Emissionen ein globales Problem darstellten. Das Protokoll von Kyoto



Die Fortschritte sind viel grösser, als angenommen.

(1997) und das Abkommen von Paris (2015) mit den länderspezifischen Zielen zur Reduktion der Treibhausgas-Emissionen gelten als universales Rezept zur Rettung des Klimas. Nächsten November soll das Abkommen von Paris an der 26. jährlichen Uno-Klimakonferenz in Glasgow offiziell in Kraft treten. Jedes Land soll also seine versprochenen Reduktionsmengen in die Tat umsetzen. Ist davon ein Fortschritt in der internationalen Koordination der Treibhausgasreduktion zu erwarten?

Nein. Das Abkommen enthält länderweise freiwillig versprochene Reduktionsmengen in Tonnen. Das Pariser Ziel der Schweiz lautet: die

Wer wirklich etwas für das Klima tun will, muss sich aus diesem Getue heraushalten.

Treibhausgasemissionen bis 2030 um 50 Prozent und bis 2050 um 70 bis 85 Prozent unter den Stand von 1990 drücken. Der Bundesrat hat das 2019 eigenmächtig auf netto null Ausstoss bis 2050 verschärft. Wollte man das CO₂ global wirksam eindämmen, müsste man ein weltweites Emissions-Handelssystem mit einer Obergrenze einrichten. Das gibt es aber nicht. Nordhaus' grosse Leistung ist es, dass er die Wechselwirkung zwischen Klimaveränderung

und Wirtschaft so in ein Modell gefasst hat, dass man sehen oder simulieren kann, wie die Wirtschaft auf das Klima wirkt und umgekehrt. Ein wichtiges Resultat: Die Einführung einer globalen CO₂-Steuer kann auch ein effizientes Instrument für die Klimapolitik sein. Aber sie muss einen grossen Teil der Welt abdecken, denn wenn nur wenige mitmachen, dann sind diese die Dummen und die andern lachen. Das Pariser Abkommen mit seinen freiwilligen Zusagen kennt keine Strafe fürs Nicht-Mitmachen. «Klimapolitik wird verhindert durch Trittbrettfahrer», meinte Nordhaus. Wenn also ein Land wie die Schweiz freiwillig seine Emissionen auf niedrige Zielwerte drosselt, drückt man die eigene Wirtschaft zu Boden, während die andern das fröhlich ausnützen und die Schweizer Emissionslücke sofort füllen.

Die Klimapolitik der Schweiz ist auf diesem Weg. Zum Teil ist sie eine Ansammlung wirrer politischer Experimente mit sogenannten Klimanotständen

in Gemeinden oder Kantonen. Stimmungsanfällige Politiker erlauben sich im Spiel mit Aktivisten einen Jux mit dem Begriff Notstand. Und in der Hauptsache ist die schweizerische Klimapolitik eng mit der sogenannten Energiewende verbunden, die eine ebenfalls stimmungsanfällige Bundesverwaltung auf den Weg brachte und die von Parlament und Volk zur Hälfte verabschiedet worden ist. Die sogenannte Energiestrategie 2050 sieht vor, dass die Schweizer Wirtschaft von der Versorgung durch fossile Energie und Kernkraft abgekoppelt und in eine neue Welt der Sonnen- und Windenergie geführt wird. Der weiche Teil mit der Abstimmung über Ziele und Visionen ist erledigt. Nun steht der zweite, harte Teil bevor, bei der es grossenteils um den Wohlstand des Volkes geht.

Nun spricht man nicht mehr von Visionen, sondern von Zusatzrappen auf Benzin, von Flugticketabgaben, Verboten von Ölheizungen, von Strafen für Importautos mit zu starken Motoren, von Strafen für Fabriken, die zu viel CO₂ in die Luft lassen. All das schießt jedoch weit über das Ziel hinaus, denn:

1 — Die Schweiz ist sauberer, als man denkt. 1990 betrug die CO₂-Emissionen aus Brenn- und Treibstoffen in der Schweiz 38,9 Tonnen, 2019 waren es 32,8 Tonnen. Das ist eine Ver-

ringerung um 16 Prozent in knapp dreissig Jahren, in den nächsten zehn Jahren wäre also noch die doppelte Reduktion fällig, wenn das Pariser-Ziel eingehalten werden soll. Wenn man bedenkt, dass die Bevölkerung seit 1990 um einen Viertel gewachsen ist, sind die Fortschritte viel grösser: Pro Kopf hat die Schweiz den Ausstoss fast um 40 Prozent gesenkt. Dass man im Abkommen Zusagen in Tonnen pro Land statt pro Kopf machte, zählt zu den Unsinnigkeiten des Pariser Prozesses.

2 — Die Schweiz ist ein CO₂-Hochsteuerland. Nordhaus und zahlreiche andere Ökonomen kommen zum Schluss, dass die negativen Wirkungen der Treibhausgase abgegolten wären bei einem weltweit einheitlichen Preis in der Nähe von 50 Dollar pro Tonne, der bis 2030 auf 80 Dollar oder mehr steigen könnte. Das entspräche also einer kostengerechten CO₂-Abgabe. Reiner Eichenberger, Ökonomieprofessor an der Universität Freiburg, verweist darauf, dass das nicht mehr wäre als jährlich rund 1,5 Milliarden Franken oder knapp ein halbes Mehrwertsteuerprozent. Damit wäre seiner Ansicht nach eine effiziente Klimapolitik für die Wirtschaft problemlos tragbar. Konkret liegt die Schweizer Belastung deutlich darüber. So wurde der maximale Abgabesatz auf Brennstoffen (Erdöl, Erdgas, fast die Hälfte der landesweiten Emissionen) bei der Revision des CO₂-Gesetzes von 120 auf 210 Franken pro Tonne heraufgesetzt. Daneben sind auf dem anderen grossen Teil, den Treibstoffen, neue Abgaben vorgesehen, die 40 bis 50 Franken pro Tonne ausmachen können. Zudem ist eine Flugticket-Abgabe von 30 bis 120 Franken vorgesehen. Die Schweiz wird also mit weit überdurchschnittlich hohen CO₂-Abgaben aus der Ländergemeinschaft herausstechen. Denn laut den Berechnungen von Nordhaus liegen die CO₂-Abgaben heute im Weltdurchschnitt bei 1,7 Dollar pro Tonne.

3 — Der Schweizer Staat erhält zu viel Geld. Abgaben auf Treibhausgasen sollen, wenn sie zur Verhaltenslenkung dienen, zurückverteilt werden an die Bevölkerung. Klimasteuer-Einnahmen sollen also andere Steuern reduzieren. Genau das widerstrebt vielen Politikern und der Verwaltung. Sie wollen das Geld lieber in der Hand behalten und nach eigenen Vorlieben verwenden. So zweigt der Bund einen Drittel der CO₂-Abgaben oder mehr zur Finanzierung des sogenannten Gebäudeprogramms ab, also zur Förderung von Energieeffizienz und Gebäudetechnik. Ein weiterer Teil der CO₂-Abgaben geht in einen Technologiefonds, der Vorhaben zur Verringerung von Treibhausgasen subventioniert. Der Technologiefonds soll zudem in einen neuen Klimafonds überführt werden.

Es ist noch Zeit, den zweiten Teil der Energiestrategie bürgerfreundlicher zu machen und den Pariser Prozess zu stoppen der der Welt vorgaukelt, man tue etwas fürs Klima. ○

Zeitgeist

Hey, ich bin der Adrian

Die Eidgenössische Steuerverwaltung mag es ungezwungen. Statt auf traditionelle Umgangsformen setzt sie ganz auf Duz-Kultur.

Wer sich den Stellenanzeiger des Bundes anschaut, stösst neuerdings auf erstaunliche Inserate. «Steuere etwas bei!» – mit diesem Appell sucht die Eidgenössische Steuerverwaltung in Bern aktuell einen Ökonomen oder eine Ökonomin. «Mit deinen Analysen lieferst du wichtige Entscheidungsgrundlagen für die Gestaltung der Steuerpolitik des Bundes», erfährt man weiter. «Hast du Lust auf eine besondere Herausforderung in der Bundesverwaltung?» will die Steuerverwaltung in einem anderen Inserat wissen und sucht – nein, keine Schulabgänger für eine Lehrstelle, sondern Juristinnen oder Juristen für die Amtshilfe. Was bisher eher bei Google und Co. üblich war, gilt nun also auch für Jobs in der Eidgenössischen Steuerverwaltung: Man wird umstandslos geduzt.

«Ab heute wird geduzt»

Interessenten stellt das vor die knifflige Frage, wie sie sich bewerben sollen. «Sehr geehrte Damen und Herren» kommt wohl nicht in Frage, wenn man sich nicht als Traditionalist in Sachen Umgangsformen outen möchte. Also vielleicht: «Hallo zusammen, ich bin der Peter, und ich möchte gerne etwas beisteuern»? Noch heikler ist die Lage, wenn man sich vorgängig telefonisch über das Jobangebot informieren möchte. Fachliche Auskünfte zur Stelle als Ökonom/Ökonomin «erteilt dir gerne Prof. Dr. Bruno Jeitziner, Abteilungschef Volkswirtschaft und Steuerstatistik», heisst es in der Stellenausschreibung freundlich. Kann man das als Einladung verstehen, sich am Telefon mit «Hallo Bruno, hier ist der Peter» zu melden? Und lässt man beim Vorstellungsgespräch das Händeschütteln besser sein, weil das möglicherweise zu förmlich wirkt? Soll man die Anwesenden direkt mit einem High five begrüssen? Fragen über Fragen.

Beim Eidgenössischen Personalamt, das für die Personalpolitik beim Bund zuständig ist, beäugt man die Duz-Offensive der Steuerverwaltung kritisch. Zeitgemässe Umgangsformen seien ja schön und gut, tönt es dort, aber deswegen müsse man sich nach aussen noch lange nicht so kumpelhaft geben. Die Bundesverwaltung sei ja nicht irgendein dahergelaufener Arbeit-

geber, sondern erfülle hoheitliche Aufgaben.

Die Eidgenössische Steuerverwaltung findet das lockere Duzen in ihren Stellenausschreibungen hingegen völlig okay. Lockerheit ist in diesem Bundesamt nämlich seit einiger Zeit Vorschrift. Vor bald zwei Jahren wurde intern das allgemeine Duzen eingeführt, wie es auf Nachfrage heisst, weil das als modern gilt und im angelsächsischen Bereich ja auch so gehandhabt wird, wo sich alle mit John und Jane ansprechen – warum nicht dasselbe mit Peter und Monika? Am Tag eins der Duz-Kultur



«Ab heute wird geduzt»: Amtschef Hug.

fanden die rund 1100 Mitarbeiter einen Zettel auf ihrem Pult: «Ab heute wird geduzt.» Siezen wird nur noch in Ausnahmefällen toleriert, was wohl bedeutet, dass man sich spinnefeind sein muss und sich beim Du gegenseitig an die Gurgel gehen würde.

Jeder Mitarbeiter duzt den anderen, quer durch die Diensthierarchie hindurch, also auch der Lehrling den Chef. Der Chef heisst übrigens Adrian, mit Nachnamen Hug, er ist seit 2013 oberster Steuerverwalter im Bund, und Lockerheit ist auch sonst sein Markenzeichen. Unter anderem, wenn es darum geht, mit dem ausländischen Fiskus zusammenzuarbeiten und Daten von Bankkunden zu liefern. Da gibt sich Hug völlig ungezwungen und hilft den ausländischen Kollegen nach Kräften. Ganz nach dem Motto: «Hey, ich bin der Adrian, kann ich etwas beisteuern?»

Katharina Fontana

Der cleverste Arbeitslose der Schweiz

Die Yakin-Brüder agieren im Geschäftsleben so trickreich wie einst auf dem Fussballplatz. Mit Immobilien machten sie ein Vermögen. Nun liess sich Hakan Yakin vom Klub des Bruders anstellen, bezieht seinen Lohn aber vor allem von der Arbeitslosenkasse. Das Vorgehen hat System. Von Thomas Renggli

Als Fussballer überzeugte Hakan Yakin durch stupende Technik und mit gefühlvollen Freistossen. Er spielte unter anderem für Basel, die Grasshoppers, St. Gallen, Paris Saint-Germain, den VfB Stuttgart, Galatasaray Istanbul, Young Boys, Luzern und Bellinzona. 2008 legte er einen Zwischenhalt in Katar beim al-Gharafa Sports Club ein. Mit einem Jahresgehalt von 1,4 Millionen Franken gehörte er in Doha zu den bestverdienenden Schweizer Sportlern.

Auch sonst war er trotz offensiver Familienplanung (sechs Kinder) nie von existenziellen Sorgen geplagt. Im Windschatten seines älteren Bruders Murat investierte er erfolgreich in Immobilien. Unter anderem gehören (und gehörten) den Yakins Liegenschaften im Raum Basel: die Villa Schifferhaus in Kleinhüningen, die Liegenschaft an der Dornacherstrasse 185 sowie die Immobilien an der Feldbergstrasse 1 bis 5. 2016 schrieb Murat Yakin drei Mehrfamilienhäuser an der Schützenmattstrasse zum Verkauf aus. Preis: 13 Millionen Franken.

Auf die Frage, ob er finanziell ausgesorgt habe, zog Hakan Yakin nach Ende seiner Aktivlaufbahn in einem Interview mit der NZZ den «Joker». Egal, wo man sich in der Szene umhört, man erhält immer dieselbe Antwort: «Die Yakins haben es mit dem Fussball zu einem Millionenvermögen gebracht.»

Das letzte Wort hat Murat Yakin

So ist auch zu erklären, dass sich Murat im vergangenen Sommer beim FC Schaffhausen einkaufte, sich selber als Trainer installierte und seinen jüngeren Bruder zum Assistenten ernannte. Als operative Führungsperson und Präsident tritt der ehemalige GC-Verwaltungsrat Roland Klein auf. Er war früher im Nahen Osten im Sportmarketing tätig und half Hakan Yakin bei der Auflösung seiner Anstellung in Katar. Doch Klein ist in Schaffhausen faktisch nicht viel mehr als ein Strohmännchen. Das letzte Wort hat Murat Yakin.

Und dessen Plan war klar: Der darrende Klub sollte zu neuem Leben erweckt und das moderne Kleinstadion regelmässig gefüllt werden. Die Realität hält mit diesem Anspruch nicht mit: Der FC Schaffhausen klebt auf dem zweitletzten Tabellenplatz fest. Durchschnittlich verlieren sich 1580 Zuschauer im Lipo-Park. Die Tageseinnahmen reichen nie und nimmer, um das Lohnbudget der ersten Mannschaft zu decken, zumal wegen einer wenig durchdachten Personalplanung derzeit dreissig Spieler die Kosten hochtreiben.



«Win-win-win-Situation»? Fussball-Brüder Murat (l.) und Hakan Yakin.

Was tun? Hier kommt das regionale Arbeitsvermittlungszentrum (RAV) ins Spiel. Unter dem Titel «RAV-Sonderbehandlung für Hakan Yakin» machte der *Blick* vergangene Woche eine Geschichte publik, die erklärt, wie Klubs mit Hilfe der Arbeitslosenkasse Geld sparen können. Bevor Hakan Yakin im vergangenen Sommer zum Assistenten in Schaffhausen berufen wurde, war er seit seiner Freistellung als Assistenztrainer bei den Grasshoppers im April 2018 ohne Job. Nach Ende des Vertrags (1. Juli 2019) meldete sich der in der Zürcher Vorstadtgemeinde Unterengstringen wohnhafte Yakin beim RAV in Dietikon. Dort wird der höchstmögliche versicherte Lohn eines Assistenztrainers in der Super League auf 12 350 Franken eingestuft. Als Vater kann Yakin bis zum 30. Juni 2021 davon maximal 80 Prozent erhalten, basierend auf einem Taggeld von Fr. 455.30.

Diese Konstellation machte sich der FC Schaffhausen zunutze. Er stellt den Trainer mit einem 70-Prozent-Pensum und einem vertraglich festgesetzten Lohn von 2000 Franken ein. Hochgerechnet auf ein 100-Prozent-Pensum, macht das ein Gehalt von 2857 Franken. Doch weil Hakan Yakin durch seine 70-Prozent-Anstellung als «teilarbeitslos» gilt, bleiben ihm die Zuwendungen vom RAV. Zwischen Juli und Oktober 2019 bezog er von der Arbeitslosenkasse des Kantons Zürich Beträge

zwischen Fr. 5190.40 und Fr. 7466.90. Dies geht aus einer Abrechnung hervor, die sein Anwalt Tobias Treyer der *Weltwoche* vorlegte.

Klubpräsident Klein meldet sich aus den Ferien und spricht von einer «Win-win-win-Situation». Das RAV könne Yakins «Zwischenverdienst» abziehen, der Klub entlaste das Lohnbudget, und der Assistenztrainer Yakin erhalte ein angemessenes Salär.

Anwalt Treyer schreibt: «Würde Hakan stempeln gehen, wäre sein Einkommen weit aus höher. Im Fussballbereich werden zudem keine Bewerbungen geschrieben – es gibt je zehn Arbeitgeber in der höchsten und zweithöchsten Liga für einen Trainer auf Niveau Uefa-Pro-Lizenz. Wenn einer der potenziellen Klubs Hakan verpflichten will, kommt dieser auf ihn zu – so läuft das Geschäft.»

«Gnadenlose Hetzkampagne»

Vivian Biner, der Chef des Arbeitsamts des Kantons Schaffhausen, erklärt, grundsätzlich gebe es gegen das Vorgehen des Klubs nichts einzuwenden: «Aus Sicht des RAV ist es zu begrüssen, wenn jemand Arbeit findet – und sei es auch nur im Zwischenverdienst. Der Lohn muss jedoch orts- und branchenüblich sein.»

Alles ganz legal also. Und weil das System funktioniert, lässt sich der FC Schaffhausen auch bei drei kurzfristig verpflichteten (zuvor

vereinslosen) Spielern vom RAV «quersubventionieren». Namen nennt Präsident Klein keine, denn der Status «arbeitslos» habe in der Schweiz einen «Beigeschmack».

Dieses Wort benutzt auch Fredy Bickel, der Geschäftsführer der Grasshoppers, wenn er auf das Schaffhauser Finanzierungsmodell angesprochen wird. Grundsätzlich verteufeln wolle er das Vorgehen aber nicht. Wenn das Zeitfenster einer solchen Anstellung befristet sei und ein als arbeitslos gemeldeter Spieler so die Gelegenheit erhalte, sich für einen regulären Vertrag zu empfehlen, könne dies als Reintegration in die Arbeitswelt Sinn ergeben.

Dass Profifussballer weder Bewerbungen verschicken noch Weiterbildungskurse besuchen müssen, ist allerdings schwer nachvollziehbar. Und grundsätzlich stellt sich die Frage: Müsste Yakin nicht auch einen anderen Job annehmen? Schliesslich gibt es kein gottgewährtes Recht auf den Beruf des Fussballers.

In Schaffhausen ist man über die Offenlegung des Falls nicht erfreut. Anwalt Treyer spricht von einer «gnadenlosen Hetzkampagne auf Basis von falschen Zahlen». Der verantwortliche Journalist verfolge seine «persönliche Agenda» und «spiele nur auf den Mann».

Der FC Schaffhausen ist kein Einzelfall

Aussenstehende Beobachter wundern sich dennoch: Wie ist es möglich, dass marode Fussballklubs ihre Bilanz auf Kosten der Steuerzahler schönen können? Und wie kommt Hakan Yakin auf die Idee, sich als arbeitslos zu melden? Anwalt Treyer schreibt dazu: «Wenn heute gefordert wird, Hakan habe keinen Anspruch auf die RAV-Beiträge respektive hätte darauf verzichten müssen, weil er reich ist (was eine unbewiesene Behauptung darstellt), dann müsste er in logischer Konsequenz auch alle seine Arztkosten, Operationen etc. selber bezahlen – denn auch dort hat er in eine Versicherung einbezahlt.»

So oder so, der FC Schaffhausen ist kein Einzelfall. Vor allem in der Challenge League, wo die Einnahmen nie und nimmer reichen, um die Kosten zu decken, gibt es gemäss Fredy Bickel zwei mehrheitsfähige Systeme, um finanziell den Rank zu finden: den RAV-Trick oder das Ausleihen von Spielern von Super-League-Klubs. So könne man die Lohnkosten auslagern. Bickel legt aber Wert auf die Feststellung, dass er noch nie bei einem Klub war, der Spieler über das RAV bezahlen liess.

Der FC Schaffhausen spielt derweil im Tabellenkeller der Challenge League gegen den Sturz in den Amateurfussball. Dass negative Schlagzeilen in solchen Momenten doppelt schmerzen, versteht sich von selbst. Fürs Erste kündigt Treyer rechtliche Schritte gegen den *Blick* an. Sportlich bringt dies die Fussballer von Murat und Hakan aber keinen Schritt weiter. Und auch der RAV-Trick ist auf dem Spielfeld keinen Rappen wert. ○

Schweiz

Beschädigte Justiz

Am Bundesstrafgericht wird derzeit viel dreckige Wäsche gewaschen. Die Probleme der Justiz beschränken sich allerdings nicht auf die Instanz in Bellinzona.

Es ist ein Trauerspiel, was derzeit am Bundesstrafgericht in Bellinzona abläuft. Fast jeden Tag sorgt das eidgenössische Gericht für unrühmliche Schlagzeilen. Es geht zur Hauptsache um amouröse Affären, um Richter, die trotz Vollzeitpensen Nebenbeschäftigungen ausüben, es geht um Günstlingswirtschaft, um intransparente Karriere sprünge und um die Gerichtsspitze, die entgegen der Usanz von zwei Deutschschweizer SVP-Richtern besetzt wird: von Präsidentin Sylvia Frei, die bis vor kurzem neben ihrer Stelle als eidgenössische Richterin noch als Anwältin in Winterthur tätig war, und vom Vizepräsidenten Stephan Blättler, der im Bülacher Gemeinderat sitzt.

Klar ist, dass die Intrigen und Machtspiele so massiv sind, dass die Funktionsfähigkeit des Gerichts in Frage steht. Auch in fachlicher

getan haben, als ginge sie das Ganze nichts an. So kritisierte die Gerichtskommission der eidgenössischen Räte zwar etwa die SVP-Dominanz an der Gerichtsspitze, vermochte aber letztlich keine andere Lösung durchzusetzen. Und das Bundesgericht, das die Geschäftsführung in Bellinzona beaufsichtigen muss, hat sich bis anhin ebenfalls nicht übertan und bei seinen Abstechern nach Bellinzona lediglich mit den Gerichtsoberen den Austausch gepflegt.

Von der Politik unter Druck gesetzt, will das Bundesgericht unter dem Vorsitz von Ulrich Meyer die Vorkommnisse im Tessin nun zwar gründlich abklären. Allerdings ist Bundesgerichtspräsident Meyer selber angezählt – dies, seit die *Weltwoche* vor einem Jahr von Meyers Verstrickungen in das Scheidungsverfahren seiner Freundin berichtet hat («Des obersten Richters riskante Liebschaft», *Weltwoche* Nr. 11/19). Auch wenn offiziell kein Thema, ist Meyers Liaison in Juristenkreisen und bei Politikern sehr wohl Gesprächsstoff und stellt für ihn selber und für seine Autorität als Bundesgerichtspräsident eine beachtliche Hypothek dar.

Die Probleme der Justiz reichen noch weiter, wie der Fall von Bundesanwalt Michael Lauber zeigt, gegen den ein Disziplinarverfahren wegen seiner Geheimtreffen mit Fifa-Chef Gianni Infantino läuft. Lange Zeit konnte Lauber schalten und walten, wie er wollte. Die Aufsichtsbehörde über die Bundesanwaltschaft unter dem Vorsitz ihres damaligen Präsidenten, des früheren Bundesrichters Niklaus Oberholzer, hatte sich damit begnügt, wohlwollende Aufsichtsberichte zu schreiben. Erst der neu eingesetzte Aufseher Hanspeter Uster wollte das selbstherrliche Gebaren Laubers nicht mehr hinnehmen, was zu einem wüsten Schlagabtausch zwischen den beiden Protagonisten führte – zum Schaden der Bundesstrafjustiz.

Interne Querelen, fachliche Fehler, ungenügende Aufsicht: Das Bild der Schweizer Justiz hat in den letzten Monaten tiefe Kratzer erhalten, die Glaubwürdigkeit der Institutionen hat gelitten. Es zeigt sich in aller Deutlichkeit, dass Richter nicht Säulenheilige von Recht und Moral sind, sondern oft allzu menschlich und machtsüchtig agieren. Das führt zu einem weiteren Gedanken: Richter institutionell zu überhöhen und ihr Amt unkündbar zu erklären, wie dies die hängige Justiz-Initiative verlangt, wäre eine sehr schlechte Idee. *Katharina Fontana*



Tiefe Kratzer: Sylvia Frei, Stephan Blättler.

Hinsicht überzeugt die Instanz nicht, wie sich augenfällig beim spektakulären Fifa-Komplex zeigt, der ab dem 9. März in Bellinzona verhandelt werden soll: So liess sich die Strafammer unter der zuständigen Richterin Sylvia Frei monatelang Zeit, um die Anklageschrift der Bundesanwaltschaft in Sachen Weltfussballverband zu prüfen – und dies, obwohl schon die Verjährung der Verfahren droht.

Keine Säulenheiligen des Rechts

Dass die Dinge in Bellinzona alles andere als gut laufen, ist schon länger bekannt – auch den Aufsichtsbehörden, die allerdings so

Hexenjagd im Schoggiland

Die Swiss verbant Läderach-Schokolade aus den Fliegern, weil sich die Besitzer der Firma privat gegen die Homo-Ehe engagieren. Die Airline fügt sich damit einem Mob, der die freiheitlichen Grundwerte attackiert. Am Anfang standen tendenziöse Medienberichte. *Von Alex Baur*

Direkt bestätigen wollte die Swiss die Recherchen des *Beobachters* nicht. Bei der Aufkündigung der Zusammenarbeit mit dem Schoggi-Lieferanten Läderach – so die gewundene offizielle Sprachregelung – habe der «Markenfit» eine Rolle gespielt. Doch die Airline dementierte es eben auch nicht, was einer Bestätigung gleichkommt: Der Glarner Betrieb mit 1000 Angestellten wird abgestraft, weil sich die Besitzerfamilie privat beim «Marsch fürs Läbe» engagiert. Dabei handelt es sich um einen losen Verbund von konservativen Protestanten und Katholiken, die sich gegen die Abtreibung engagieren. Weil diese Kreise zum Teil auch die Homoehle ablehnen, missfallen sie den offenbar überwiegend schwulen «Maîtres de Cabine» der Swiss, die den Boykott angezettelt haben sollen.

Leisetreten ist angesagt

Das Lavieren der deutschen Airline mit dem Schweizerkreuz an der Heckflosse offenbart, dass hinter dem Entscheid kein weltanschauliches oder gar politisches Bekenntnis steckt, sondern, im Gegenteil, reiner Opportunismus. Die Kündigung der Zusammenarbeit erfolgte bereits im letzten November, am liebsten hätte man die Sache offenkundig unter dem Deckel gehalten. Auch der Schokoladenproduzent hat kein Interesse an Publizität und spielt die Affäre herunter: «Wir möchten betonen, dass weder die Familie Läderach noch das Unternehmen homophob oder frauenfeindlich ist.» Man beschäftige 37 verschiedene Nationalitäten, heisst es in der Stellungnahme, im Management liege der Frauenanteil bei 60 Prozent, «Diskriminierung wird in keinem Fall toleriert». Von der Swiss kein Wort.

Das Schweigen der Läderachs ist insofern nachvollziehbar, als die Schokoladenfirma mit ihren Ablegern im In- und Ausland seit Monaten Ziel einer konzertierten, medial orchestrierten Diffamierungsaktion ist. Nach einer Reihe von Zeitungsartikeln, welche die Beziehungen der Besitzerfamilie zur Szene der konservativen Christen anprangerten, wurden seit letztem Sommer mindestens sieben Läderach-Filialen von linksextremistischen Aktivisten attackiert und zum Teil durch Buttersäureanschläge verwüstet. In Chur und Zug riefen Jungsozialisten mit theatralischen Aktionen vor den Läden zum Boykott auf. Gegen derartige, aus der Anonymität des Mobs heraus lancierte Attacken kann sich ein Unternehmen relativ schlecht wehren. Wer es trotzdem ver-

sucht, läuft Gefahr, erst recht ins Visier der verummten Fanatiker zu geraten. Leisetreten ist angesagt.

Der 33-jährige Geschäftsführer Johannes Läderach suchte stattdessen den direkten Kontakt mit Exponenten der LGBT-Szene. Im persönlichen Gespräch versuchte er den Homo- und Transgender-Aktivisten zu erklären, dass er weder ihre sexuelle Orientierung verurteile noch die Selbstbestimmung der Frauen in Frage stelle. Aufgrund seiner christlichen Überzeugung lehne er jedoch die Abtreibung und die Adoption durch gleichgeschlechtliche Paare grundsätzlich ab. Er respektiere, dass man anderer Meinung sein könne; genau dieses Recht möge man aber auch ihm zubilligen.

Dasselbe sagte der HSG-Absolvent Läderach gegenüber der *NZZ am Sonntag* («Ich bin doch kein Frauenverächter», Ausgabe vom 19. Januar 2020). Er verband das Interview mit der Bitte an die Öffentlichkeit, nicht seine Angestellten für sein privates Engagement zu bestrafen, das er stets vom Geschäft getrennt habe. Es war das einzige Interview, das Läderach zu diesem

Jede verarbeitete Kakaobohne kann bis zum Bauern in Afrika und Südamerika zurückverfolgt werden.

Thema gab. Seitdem schweigt er sich aus. Es scheine, so ist aus dem Umfeld der Firma zu hören, dass er damit seine Gegner erst recht in Rage gebracht habe. Diese halten nichts von offenen Debatten, sie wollen die Diskussion vielmehr unterbinden. Denn Abtreibung und LGBT-Anliegen sind aus ihrer Sicht unverhandelbar.

Vorbild in Sachen Nachhaltigkeit

Wer sich dem Zeitgeist widersetzt, durfte noch nie mit Zuneigung rechnen. Der Bäcker, der an der Gemeindeversammlung für oder gegen ein umstrittenes Projekt plädiert, nimmt in Kauf, dass der eine oder andere fortan einen Bogen um sein Geschäft macht. Das war schon immer so, es ist der Preis einer offenen Demokratie. Doch die auf breiter Ebene konzertierte Kampagne gegen die Läderach-Schöggeli legt einen Grad der Intoleranz an den Tag, der an den Grundfesten der freiheitlichen Schweiz rüttelt.

Es mutet schon fast zynisch an, dass im Namen einer geschlechtlichen Minderheit gegen eine religiöse Minderheit mobilisiert wird.

Wer sich dem angesagten Trend nicht fügt, wird, nach allen Regeln der Hetze, zum Hetzer degradiert. Dabei könnte man sich fragen, ob nicht gerade der Swiss-Bann über Läderach das Verbot der Diskriminierung von religiösen Minderheiten verletzt, das nun auf die sexuelle Orientierung ausgeweitet werden soll.

Besonders perfid am Läderach-Mobbing ist, dass es sich gegen eine Firma richtet, der man bezüglich ihrer Geschäftspraktiken wirklich nichts Nachteiliges vorwerfen kann. Das tat bislang auch niemand. Das Familienunternehmen, das noch unter Jürg Läderach vor bald zwanzig Jahren den Sprung ins internationale Geschäft wagte, ist in Sachen Nachhaltigkeit, Qualität und Fairness geradezu ein Vorbild. Jede verarbeitete Kakaobohne kann bis zum Bauern in Afrika und Südamerika zurückverfolgt werden, wo sie direkt bezogen wird. Läderach verlässt sich dabei nicht auf irgendwelche Zertifikate. Jährlich reist eine Delegation der Geschäftsleitung zu den Produzenten – in der Regel sind es Kooperativen oder kleinere Farmen –, um die Zustände vor Ort zu erkunden. Der von Läderach bezahlte Preis liegt im Schnitt ein Drittel über dem Weltmarktniveau. Die Differenz kommt teilweise den Bauern direkt zugute, zum Teil fliesst sie in Entwicklungsprojekte.

Angebliches Homophobie-Netzwerk

Jürg Läderach und seine Gattin Esther, beide um die sechzig Jahre alt, haben das operative Geschäft mittlerweile der nächsten Generation überlassen und sind nur noch im Verwaltungsrat tätig. Während der älteste Sohn Johannes, 33, als CEO amtiert, ist der zwei Jahre jüngere Elias für die Entwicklung neuer Produkte verantwortlich; Nachzügler David, 24, leitet den digitalen Bereich. Blicke noch anzuwenden, dass Elias Läderach 2018 mit seinen Kreationen in Paris den Weltmeistertitel der Chocolatiers in die Schweiz holte. In der Firma sei es ein offenes Geheimnis, so ein Insider, dass mindestens die Hälfte der Weltmeister-Crew aus bekennenden Homosexuellen bestanden habe. Das sei nie ein Problem gewesen, vielmehr sei man in der Firma stolz auf die Kultur der Toleranz.

Das mediale Halali gegen die Läderachs wurde am 22. April 2018 vom Onlinemagazin *Infosperber* eingeleitet. Der Autor Kurt Marti nahm eine Podiumsdiskussion über die Meinungsfreiheit, an der sich auch Johannes Läderach beteiligte, zum Anlass für einen Rundumschlag gegen «fundamentalistische Christen».



Kultur der Toleranz: Chocolatier-Familie Läderach (v. l.: Sohn Johannes, Mutter Esther, Sohn Elias, Vater Jürg).

Die Religiösen würden über mangelnde Toleranz klagen, so Martis These, um über ihre eigene Intoleranz hinwegzutäuschen. Um fünf Ecken herum konstruierte er dabei eine Verbindung zwischen einer Schokoladenfabrik und einem angeblichen Netzwerk der Homophobie.

Sucht man nach konkreten Anhaltspunkten, findet man eigentlich nur einen: Der Journalist Marti wirft Johannes Läderach vor, dass er sich auf dem Podium nicht gehörig und in aller Form vom ehemaligen Zürcher SVP-Gemeinderat Daniel Regli distanziert habe. Der einstige TV-Redaktor Regli («Fenster zum Sonntag», SRF zwei) hatte sich Ende 2017 in seiner Funktion als Zürcher Gemeinderat anlässlich einer angeheizten Debatte über Sexualerziehung mit der Behauptung unsterblich gemacht, viele Schwule würden im fortgeschrittenen Alter Selbstmord begehen, weil der «Schliessmuskel nicht mehr hält, was er verspricht». Seither gilt er als Paria. Wer sich nicht von ihm fernhält, gerät unweigerlich zusammen mit dem Verfemten in die Quarantäne.

Der skurrile und pietätlose Spruch – offenbar können gewisse Sexualpraktiken im Exzess effektiv zu peinvollen Schäden führen – sorgte im Ratssaal vorweg für schallendes Gelächter. Als das Schliessmuskel-Zitat (natür-

lich aus dem Zusammenhang der hitzigen Diskussion gerissen) in den Medien die Runde machte und einen Shitstorm in den sozialen Foren auslöste, verging den Parlamentariern augenblicklich das Lachen, fürchterliche Bestürzung war nun angesagt. Auch die SVP, die doch eine ansehnliche Schar von Homosexuellen in ihren Reihen hat, distanzierte sich diskret von Regli, der wenige Monate später von seinem Amt zurücktrat und seither von der politischen Bildfläche verschwunden ist.

Gewalttätige Gegendemonstrationen

Regli blieb aber weiterhin im Vorstand des Vereins «Marsch fürs Läbe» aktiv, dem auch Johannes Läderachs Vater Jürg angehört. Für den Journalisten Marti schloss sich damit der Kreis von der Homophobie zur Schokolade. Das ist schon deshalb absurd, weil es sich beim «Marsch fürs Läbe» um einen losen Zusammenschluss von Katholiken und Protestanten verschiedenster Provenienz handelt, deren einziger gemeinsamer Nenner die Ablehnung der Abtreibung ist. Die meisten dieser Gruppierungen sprechen sich auch gegen die Ehe für alle aus, doch mit dem «Marsch fürs Läbe» hat das direkt nichts zu tun. Im Prinzip geht es um die Frage, welches Interesse höher gewichtet wird: dasjenige des (ungeborenen) Kindes

oder dasjenige seiner (künftigen) Eltern. Das ist der Stoff, auf dem die Kampagne gegen die Läderach-Sippe fusst.

Der «Marsch fürs Läbe» findet seit zehn Jahren jeweils im September statt, meistens in Zürich. Der friedliche Umzug von, je nach Wetter, 1000 bis 2000 frommen Müttern, Vätern und Kindern würde kaum Aufsehen erregen, wäre er nicht regelmässig von gewalttätigen Gegendemonstrationen begleitet, bei denen Linksextremisten im Namen von Toleranz und Weltoffenheit kurz und klein schlagen, was ihnen unter die Finger kommt. Die Jungsozialisten marschieren regelmässig mit (sie lehnen Gewalt grundsätzlich ab, aber die Abtreibungsgegner lehnen sie offenbar noch mehr ab). Der letztjährige «Marsch fürs Läbe» (begleitet von einer Grussbotschaft des Churer Bischofs Vitus Huonder) stand unter dem Motto «Danke, dass ich leben darf!». Gemeint waren damit jene schätzungsweise zehn Prozent aller Kinder mit Anzeichen von Trisomie 21, welche die pränatale Diagnostik überlebten und nicht getötet wurden, bevor sie zur Welt kamen.

In der Ausgabe vom 5. August 2019 berichtet das linke Onlinemagazin *Das Lamm* unter dem Titel «Von Plastikembryos, Islamophobie und Luxusschokolade» über den anstehenden

«Marsch fürs Läbe». Weil er nicht willens oder nicht in der Lage ist, die linken Gewalttäter im Zaum zu halten, will der Zürcher Stadtrat den frommen Umzug untersagen. Die Veranstalter haben beim Verwaltungsgericht Einsprache eingereicht. Im Mittelpunkt steht aber die bereits von *Infosperber* in Umlauf gebrachte angebliche Regli-Schliessmuskel-Schoggi-Connection. Und diese führt die Autorin zur existenziellen Kernfrage, «ob KonsumentInnen von Läderach-Produkten direkt oder indirekt den «Marsch fürs Läbe» quersubventionieren» (Läderach verneinte das zwar auf Anfrage, doch sie glaubt ihm irgendwie nicht so recht).

Grundmelodie der Diffamierung

Im *Tages-Anzeiger* vom 12. September 2019 sprang Qualitätsjournalist Michael Meier auf die Story auf («Der Schoggi-König kämpft gegen Abtreibung und Homosexuelle») und ergänzte sie mit einigen Details über Freikirchen sowie einem Brief, den Jürg Läderach vor fünfzehn Jahren an den damaligen Bundesrat Blocher geschrieben haben soll (*Das Lamm* sieht sich zu einem scharfen Protest veranlasst, weil es im *Tagi* nicht als Quelle zitiert wird). Zwei Tage später gesellt sich Qualitätsjournalistin Linda Koponen («Das Netzwerk der Abtreibungsgegner – Rechtskonservative Christen inszenieren sich als Lebensschützer») zum Chor der Bedenkenräger und rezykliert die Regli-Schliessmuskel-Läderach-Schoggi-Fundamentalisten-Sauce in der *NZZ* (wobei sie *Das Lamm* als Quelle des angeblichen Primeurs zitiert, der in Wirklichkeit von *Infosperber* stammt).

Die vier erwähnten Berichte sind alle von der gleichen Grundmelodie getragen. Im bedeutungsschwangeren Tonfall der Enthüllungsforschung wird dem Leser suggeriert, dass ein stinkreicher «Luxusschokoladegigant» (*Das Lamm*) klammheimlich die Strippen zieht bei einem obskuren Verbund von Fundamentalisten und Schwulenhassern, einer, der sich nur vordergründig für die Würde des Lebens einsetzt, in Wahrheit aber die Gesellschaft ins Mittelalter zurückführen will. Der Ruf nach freier Meinungsäusserung wird, soweit überhaupt erwähnt, verhöhnt oder in sein Gegenteil verkehrt. Die Gewalttaten des linken Mobs gegen die friedlichen Gläubigen finden bestenfalls als ärgerliche, aber gleichsam naturgegebene Reaktion auf gleicher Ebene Eingang in die Berichterstattung (*NZZ*: «Somit prallen in Zürich ein weiteres Mal zwei radikale Ideologien aufeinander»). Eine Gegenstimme sucht man vergebens in der Pressedatenbank. Es gibt sie nicht.

Der Tenor kommt einem auf unheimliche Weise bekannt vor: Kauft nicht bei den Christen! Bei den Linksextremisten kam der Aufruf offenbar an. Und die Swiss hat ihm nun auch noch Folge geleistet. ○

Führungsschlamassel an der ETH

Studenten gegen Professoren, Professoren gegen Schulleitung – und dann noch Baupfusch. Nun wurde ETH-Vize Ulrich Weidmann entmachtet. Wie konnte es so weit kommen? Von Hubert Mooser

Wenn Ulrich Weidmann, Vizepräsident der ETH Zürich, über die Zukunft der weltweit renommierten Bildungsinstitution nachdenkt, gerät er ins Schwärmen. «Wandel ist die Essenz des Erfolges», pflegt er dann zu sagen. Der Verkehrsexperte träumt von Hörsälen, die zu Lernwelten, von Büros, die zu Projektträumen werden. Von aussen betrachtet, ist die ETH davon meilenweit entfernt.

Die Hörsäle scheinen mehr Kampfzone als Studienwelt zu sein, in den Büros wird häufiger intrigiert als projektiert – und daran soll Professor Ulrich Weidmann, oberster Personalchef und Bauherr der ETH Zürich, nicht ganz unschuldig sein. Hat er seinen Laden tatsächlich nicht im Griff, wie dies von verschiedenen ETH-Professoren moniert wird?

Fakt ist: Die ETH-Leitung ist seit Jahren mit Mobbingvorwürfen gegen Lehrbeauftragte konfrontiert. Mal machen Studierende der Aussenstelle in Basel gegen ihre Professoren wegen angeblichen Machtmissbrauchs mobil, mal fühlen sich Studierende am Stammsitz in Zürich von ihren Dozenten gemobbt. Ein Fall in Zürich gipfelte gar in einer umstrittenen Entlassung einer Professorin für Astrophysik.

Die ETH-Spitze initiierte noch eine Reihe anderer Verfahren, zum Beispiel gegen Professoren des Departementes für Maschinenbau und Verfahrenstechnik oder des Departementes für Biosysteme. Am Ende kam dabei aber nichts heraus, wie so oft bei Administrativuntersuchungen.

Angst vor Retourkutschen

Ein anderes Minenfeld sind die Bauprojekte der ETH, zum Beispiel der neue Life-Sciences-Campus in Basel. Zuerst verzögerte die Beschwerde des Bauunternehmens Implenia gegen den Vergabeentscheid das Projekt. Das führte zu zusätzlichen Kosten von zirka 27 Millionen Franken und verteuerte den 218-Millionen-Franken-Neubau. Insider sprechen von einer dilettantischen Ausschreibung, die Tür und Tor für Rekurse öffnete. Weidmann sagt: «Die Ausschreibung wurde gesetzeskonform und fachmännisch vorgenommen.»

Die Eidgenössische Finanzkontrolle, welche die Projektorganisation unter die Lupe nahm, rügte kürzlich unter anderem mangelnde Finanzkontrolle, fehlendes Risikomanagement und ineffiziente Projektführung (*Welt-*

woche Nr. 4/20). Auch das gereicht der Hochschule nicht zu Ehren, zumal die ETH gerade bei der Abwicklung von Bauprojekten Vorbild sein sollte. Immerhin bildet sie Architekten und Ingenieure aus.

Das Versagen bei der Personalführung und bei der Bauplanung habe viele Namen, sagen betroffene Professoren und ETH-Mitarbeiter, die sich aus Angst vor Retourkutschen nur anonym dazu äussern wollen. Einer sticht dabei aber immer hervor: Professor Ulrich Weidmann, Spezialist für Verkehrssysteme.

Der aus Einsiedeln stammende, 57-jährige Verkehrsexperte ist seit 2016 Vizepräsident der ETH-Zürich-Schulleitung und in dieser Funktion für Personal und Infrastruktur verantwortlich. Seit er im Amt ist, häufen sich personelle Turbulenzen an der Eliteschule. Liegt es daran, dass Weidmann bei Problemen etwas voreilig Administrativuntersuchungen einleitet, anstatt dass er versucht, den Streit zu schlichten, wie Kritiker meinen? Weidmann

Die gegen Professoren gerichteten Untersuchungen haben das Klima vergiftet.

sieht das anders: Bei 12 000 Menschen könne man Konfliktsituationen nie ganz vermeiden. Man setze aber alles daran, diese frühzeitig zu erkennen und zu lösen.

Tatsächlich? Die gegen Professoren gerichteten Administrativuntersuchungen haben das Klima jedenfalls vergiftet. Einzelne Dozenten fühlen sich deswegen von Weidmann gemobbt und haben Aufsichtsbeschwerden beim ETH-Rat als Aufsichtsorgan eingereicht. Welche Vorwürfe und rechtlichen Verfehlungen dem obersten Personalchef der ETH Zürich im Detail zur Last gelegt werden, weiss man nicht. Fest steht bloss, dass einzelne Klagen von betroffenen Professoren seit 2018 beim ETH-Rat hängig sind, was nicht gerade zu einer Entspannung der Situation führt. Weil sich nichts tat, intervenierten einige Beschwerdeführer schon vor einiger Zeit auch beim Bundesrat in Bern. Das Wirtschafts- und Bildungsdepartement von Bundesrat Guy Parmelin (SVP) bestätigte denn auch den Eingang von zwei Beschwerden. Einer habe man keine Folge geleistet, weil die Vorwürfe sich als unbegründet erwiesen hätten, eine andere sei dagegen noch hängig.

Und wie reagierte die ETH-Spitze? Wohl auch unter dem Eindruck der ständigen personellen Querelen trat man im Juni 2019 die Flucht nach vorne an. Joël Mesot, der neue Präsident der ETH Zürich, kündigte damals eine Reorganisation der Schulleitung an. Die bisherige Mannschaft bleibt im Amt, die Schulleitung wird aber um zwei zusätzliche Vizepräsidenten aufgestockt. Das Personalressort wird in eine selbständige Einheit überführt. «Personal- und Führungsfragen sind in den letzten Jahren immer wichtiger geworden», begründete Mesot den Transfer. «Deshalb sind wir zum Schluss gekommen, dies auch organisatorisch-strukturell abzubilden.»

Mannschaft bleibt im Amt

Was niemand aussprach, was aber offensichtlich war: Der Entscheid bedeutet eine Teilentmachtung Weidmanns, denn er verlor dabei das Personalressort. Bis jetzt ist dieser Schritt jedoch erst auf dem Papier vollzogen. Weidmann leitet seit dem 1. Januar 2020 «interimsmässig» den gesamten ETH-Personalbereich.

Die Frage stellt sich: Was qualifiziert diesen Professor zum Hochschulmanager mit weitreichenden Führungsaufgaben? Weidmann ist 1963 in Chur geboren und in Schwyz und

Zürich aufgewachsen. Von 1983 bis 1988 liess er sich an der ETH zum Verkehrsingenieur ausbilden. Anfang der 1990er Jahre war er kurz Präsident der Stadtzürcher CVP.

Als 1993 der linke und der rechte Flügel seiner Partei wegen der Nomination des amtierenden Stadtrates Willy Küng aufeinander losgingen, schmiss Weidmann den Bettel hin. Die Medien legten ihm den Rücktritt als Flucht aus, er selber begründete seinen Abgang mit einer neuen Stelle bei der SBB-Direktion in Bern. In einem Brief an CVP-Vertreter der Stadt Zürich klang es anders. Er beklagte sich darin über seine Partei, kündigte seinen Austritt und den Wechsel zur FDP an.

Bei den SBB wirkte Weidmann unter anderem als Sektionschef in der Division Personenverkehr und schliesslich als technischer Leiter der Division Infrastruktur. Dann lockte ihn der Ruf der ETH nach Zürich zurück.

Der langjährige Zürcher CVP-Regierungsrat Ernst Buschor war 2004 als Vizepräsident in den ETH-Rat gewählt worden und soll Weidmann zu einem Lehrstuhl an der ETH Zürich verholfen haben, heisst es aus hochschulnahen Kreisen. Die CVP sei diesem dann plötzlich wieder sehr genehm gewesen, berichten frühere Weggefährten. Ob die Geschichte sich so abspielte, muss offenbleiben.

Weidmann und die ETH möchten keine Stellung nehmen.

Klar ist, dass für Weidmann bald schon der nächste Karrieresprung anstand: Er wurde Vorsteher des ETH-Departements Bau, Umwelt und Geomatik. 2016 stieg er schliesslich zum Vizepräsidenten der ETH Zürich auf.

Mehr Verwalter als Manager

An seiner fachlichen Arbeit äussert niemand Zweifel: Weidmann gilt als anerkannter Verkehrsexperte und hat eine ellenlange Liste von Fachschriften vorzuweisen. Nicht alle sind allerdings überzeugt davon, dass die Aufgabe

Weidmann redet sechzehn Jahre nach seinem Abgang bei den SBB noch immer wie ein alter Bähnler.

im Hochschulmanagement auf ihn zugeschnitten ist. Er sei mehr Verwalter als Manager, heisst es über ihn. Und die Jahre beim etwas trägen Staatsunternehmen SBB hätten ihn wohl mehr geprägt, als ihm selber lieb sei.

Weidmann redet auch heute noch, sechzehn Jahre nach seinem Abgang bei den SBB, wie ein alter Bähnler. So liess er zum Beispiel nach seiner Ernennung zum ETH-Vizepräsidenten in einer hauseigenen Publikation durchblicken, dass für ihn eine «Dienstleistungskultur, die auf Kundenorientierung setzt», wichtig sei. Solche Sätze stehen einem Bähnler gut an, wirken aber aus dem Mund eines Professors und Hochschulmanagers eher seltsam.

Dies disqualifiziert ihn aber natürlich nicht als ETH-Vize. Es ist vielmehr die Häufung von Problemen in seinem Hoheitsbereich, die an der ETH zu reden gibt. Dass es in seinem Bereich an Führung fehle, lässt Weidmann nicht gelten: «Zahlreiche Rückmeldungen insbesondere aus den Departementen und von Professorinnen und Professoren belegen das Gegenteil», sagt er. Um zu zeigen, wie gut es laufe, verweist er auf die Mitarbeiterbefragung von 2016. Die fand allerdings in Weidmanns erstem Amtsjahr statt und ist deshalb nicht sehr aussagekräftig.

Orientierung bieten müsste der ETH-Rat, das Aufsichtsorgan der ETH Zürich. Allerdings befindet sich der Rat, seit sein Präsident Fritz Schiesser Ende April 2019 zurücktrat, selber in einer Transformationsphase. Der Bundesrat hat Michael Hengartner zum Nachfolger Schiessers bestimmt. Dieser ist erst seit wenigen Tagen im Amt.

Wunder darf man sich von ihm nicht erwarten. Ein altbekanntes Problem bleibt nämlich auch unter seiner Leitung bestehen: Die ETH-Schulleitung ist im Rat mit Präsident Joël Mesot ebenfalls vertreten und überwacht sich damit gewissermassen selber – und das kommt auch Weidmann zugute. Wenigstens solange Mesot an ihm festhält. ○



Schon bald stand der nächste Karrieresprung an: Vize Weidmann (r.) mit einem ETH-Kader.

Im Magma der Stars

Gewinner und Verlierer der Woche.

Von Michael Bahnerth

Gewinner

Carl Bernstein, Jahrhundertjournalist aus dem letzten Jahrhundert, Watergate-Enthüller, sieht, 75-jährig inzwischen, aus wie eine sanfte Bulldogge mit wildem Herzen, die stets frisch und mit toller Tolle aus dem Friseursalon zu kommen scheint. In dem zur peinlichen Posse abgesunkenen Verfahren um die Amtsenthebung Donald Trumps ist Bernstein der letzte Held, der Letzte, der, wie alle andern in dieser Tragödie, nicht nur winselt oder ansatzweise knurrt, sondern bellt, und der, sässe er nicht in einem CNN-Studio, sondern könnte in den Wandelhallen des Senats Gassi gehen, reihenweise so lange in die Waden der kadavergehorsamen Republikaner beissen würde, bis sie denselben Schmerz erlitten, den Bernstein in diesen Tagen in sich trägt.

Ein Schmerz, den er mit Wut bekämpft, er ist der letzte übriggebliebene Wütende in einer Gesellschaft der mit eingezogenem Schwanz umherwandernden Konformisten. Bernstein sitzt da in der CNN-Runde von Anderson Cooper, und der Speichel des Ärgers und der Enttäuschung über die Art und Weise, wie sein Land gerade auf die Demokratie pinkelt, läuft ihm über die Lippen. Er sagt, was viele denken, aber nur wenige sagen; dass die «Verfassung gerade vergewaltigt» werde, dass Amerika «seine Werte beerdige» und dass keiner dieser Republikaner an der Wahrheit interessiert sei, sondern nur daran, in der Armee Trumps im Gleichschritt zu marschieren. So scheint Bernstein auf tragische Weise und in unglaublicher Umkehrung der Realitäten wie der Hund zu sein, der bellt, während die Karawane unbeirrt weiterzieht.

Offenbar ist zuerst in den Social Media und dann in der Boulevardpresse eine kleine Diskussion darüber entbrannt, ob die durchtriebene Rap-Göre **Loredana**, 24, aus Emmenbrücke eine neue Liebe gefunden hat, die neben jener geil-grossen zu sich selbst sowie zu Sonnenbrillen und Mercedes-AMG Platz hat. Übrigens gehen einige Leute ja davon aus, dass AMG «Albaner mit Geld» heisse, aber das stimmt natürlich nicht (es handelt sich um die ersten Buchstaben der Firmengründer sowie des Dorfes, aus dem der eine Gründer stammt), auch wenn ein Blick auf die Strasse die Albaner-Version nicht wirklich zu widerlegen vermag. Loredanas neuer soll Deutschrapper Zuna, 26, sein, offenbar ein Mann mit fatalem Drang zum selbstgenerier-



Steht auf, fährt weiter: Skistar Holdener.



Höheres Niveau: Sänger Wendler.

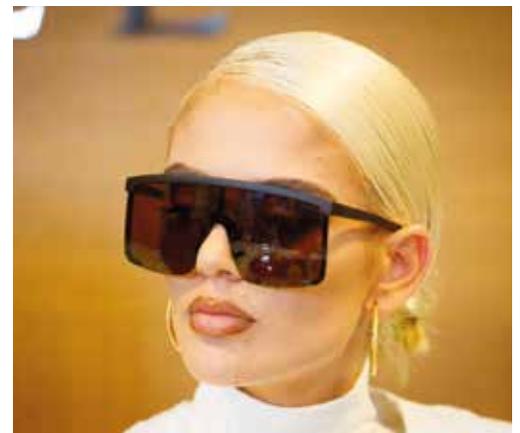


Letzter Held: Journalist Bernstein.

ten Unglücklichsein. Es gibt ja diesen masochistischen Typus Mann, der glaubt, nur zu lieben, wenn er leidet. Oder, das kann auch sein, er ist so cool, wie er in seinen Songtexten tut: «I'm not scared of you / But you motherfuckin' scared of me.» Wahrscheinlich geht bei Loredanas Ego die ganze Liebe schon zu Bruch, bevor sie richtig begonnen hat. Dann kann sie, na ja, singen ist nicht ganz das richtige Wort, eher mehr oder weniger melodisch ins Mikrofon sprechen: «Love is a bitch, die mich macht nie richtig rich, die so schnell geht wie ein AMG.»

Eines jedoch muss man Loredana zugutehalten: In einem Land wie unserem, das das Manierliche stets übertreibt, ist eine Ladung Porno gelegentlich ganz befreiend.

Neun Jahre hielt die Liebe von Skifahrerin **Wendy Holdener**, 26. Gewisse Dinge hätten nicht mehr gepasst, sagte sie. Dass Wendy wieder solo ist, ist eine gute Nachricht für den Schweizer Skisport. Zuletzt war sie fahrig, fädelte immer wieder ein, stürzte, hatte kein



Befreiend: Rapperin Loredana.

Timing mehr. Das ist die Krux, nicht nur im Sport. Verliebtsein beschleunigt, an der Liebe bleibt man irgendwann hängen wie an einer Slalomstange, fällt hin, steht auf, fährt weiter, bleibt wieder hängen. Und so weiter.

Verlierer

Wie abgehoben die Realität der Royals ist, zeigt auch der Helikopterflug von **Prinz Charles**, 71. Es ist, als ob die Windsors glaubten, jenseits der Gesetze der Schwerkraft zu schweben oder salbungsvoll Wasser predigen und selbst teuren Wein saufen zu können. Charles, der neue starke Mann im Buckingham-Palast seit Prinz Philip, 98, nur noch wütend über seinen eigenen und den Zerfall der Familie durch die diversen Paläste tobt, war unlängst in verbaler königlicher Klimarettungsaktion zu Besuch in der Universität von Cambridge und sagte: «Wir haben nicht mehr viel Zeit, um diesen armen, alten Planeten vor menschengemachten Emissionen zu schützen.» Dann stieg er in den Hub-

schrauber und flog die 125 Kilometer zurück zur Familienresidenz Highgrove. Der Absturz der Royals geht weiter.

Da war einmal ein junger Mann, der hiess **Hakan Yakin** und konnte Fussball spielen. Viel mehr konnte er nicht, muss man leider sagen. Sein ganzer Esprit, wenn man so will, hatte auf der Fläche eines Fussballfeldes Platz. Dort konnte er genial sein, aber weil Genialität die Schwester des Versagens ist, konnte Hakan auch das. Er galt bisweilen als äusserst faul, und Köbi Kuhn nominierte ihn zunächst für die WM 2006 nicht, weil Hakan unter «konditionellen und charakterlichen Mängeln» leide. Manchmal stand Yakin ganze Halbzeiten auf dem Spielfeld herum wie andere in der Schlange vor dem Arbeitsamt. Man kann davon ausgehen, dass Hakan mit seinen Füßen Millionen verdient hat, beim FC Basel, beim VfB Stuttgart, bei Paris Saint-Germain und so weiter.

Jetzt bezieht er monatlich gut 8000 Franken Arbeitslosengeld, obwohl er eine 70-Prozent-Stelle als Assistenztrainer beim FC Schaffhausen (9. Platz Challenge League) hat. Der Klub zahlt ihm 2000 Franken, das ist natürlich lächerlich, der Rest legt der Steuerzahler drauf. Im Fussball würde man so was ein Foul nennen. Für Hakan, den kleinen Bruder von Murat, der auf dem Spielplatz seines Lebens auch schon länger kein Tor mehr am Fuss hat, ist es ein weiteres Eigentor. Vielleicht das letzte. Irgendwann ist Schluss mit Arbeitslosengeld, und dann hat Hakan nur zwei Möglichkeiten: Sozialhilfe, einen Job als Sportartikelverkäufer. Oder er macht eine Döner-Bude auf.

Madonna, 61, die alternde Pop-Königin, ist offenbar krank und sagt laufend ihre Konzerte ab. Kann es sein, dass der Titel eines ihrer Songs sie eingeholt hat: *Borderline*? Eine BPS (Borderline-Persönlichkeitsstörung) ist eine ernsthafte psychische Erkrankung und führt zu paradox wirkenden Verhaltensweisen in sozialen Beziehungen und vor allem sich selbst gegenüber. Solches Verhalten prägte natürlich die ganze und unvergleichliche Laufbahn der Sängerin; es war, nebst den Songs, der Nukleus ihrer Karriere, sich selbst immer wieder neu zu erfinden. Ihre Persönlichkeit lag darin, immer mehrere Persönlichkeiten fast gleichzeitig zu sein: Diva, Sexgöttin, Katholikin, kleines Mädchen, Mutter und so weiter.

Wahrscheinlich hat sie sich in ihrer eigenen Vielfalt verloren. Im Volksmund heisst das, den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr zu sehen. Eine Folge des Verlustes ihrer selbst scheint auch, dass sie nicht mehr aussieht wie Madonna, oder nur noch ein bisschen. Um das Bild, das sie von sich hat, gegen das Altern in erster Linie aufrechtzuerhalten, spritzt sie sich im ganz grossen Donatella-Versace-Stil mit Botox voll. Aber wie soll man sich selber sehen, wenn man sich im Spiegel nicht mehr erkennt?

Den zweiten Porno punkto selbstverliebte Selbstdarstellung performt wie immer und trotz ganz frischer Mutterschaft mit Hochdruck **Anja Zeidler**, 26, einst Anabolika-gestärktes Fitnessgirl, dann Vorzeige-Veganerin und erste Influencerin des Landes. Zeidler ist eine junge Frau, deren Posts stets daherkommen wie Sätze einer Grossmutter, die in der Küche Kalenderweisheiten auswendig gelernt hat. Trotzdem, und das muss man ihr ja erst mal nachmachen, schafft es Zeidler in alle gängigen und mehr oder weniger boulevardesken Gefässe der Zeitungen und des Schweizer Fernsehens, wo sie dann Sachen sagt wie: «Jede Frau erfährt die Schwangerschaft anders.» Und so weiter.

Der beste Satz, postnatal irgendwann irgendeinem Newsportal mitgeteilt, war: «Unser Kind hat ein Recht auf Privatsphäre.» Offenbar ist es so, dass, wer sein Privates permanent auf allen erdenklichen Kanälen veräussert, den Bezug zur eigenen Privatsphäre verliert. Weil, am 29. Januar morgens um 2.50 Uhr, sieben Stunden und 28 Minuten nach der Geburt, auf die sie sich mittels Hypnobirthing mental vorbereitet hatte, postete Zeidler ein Bild ihres Babys, auf dem die Füßchen, ein Händchen und grosse Teile des Gesichts zu sehen sind.

Na ja. Wir gratulieren Frau Zeidler zum Baby und dazu, dass die Posts der nächsten zehn Jahre und die Einkünfte gesichert sind.

Er heisst **Michael Wendler**, 47, ist deutscher Schlagerstar, hatte ein, zwei Hits in der Ver-

gangenheit, und seither hat er nur noch Probleme, ist pleite, macht noch den Hampelmann im Ballermann, so was. Das grösste Problem ist, dass ihn keiner mehr ernst nimmt ausser Laura, seiner neunzehn Jahre alten Freundin, die gerade das Geld im Hause Wendler durch Nacktaufnahmen im *Playboy* einfährt. Seine Exfrau Claudia war gerade im RTL-Dschungelcamp und hat bitterlich geweint die ganze Zeit, wegen Michael und Laura und sich selber. Unmittelbar danach hat sie sich auch nackt gezeigt, wohl um im Zickenkrieg gleichzuziehen.

Das Unglaubliche an der Posse ist, dass sich zwei Frauen um diesen Wendler buhlend streiten, anstatt dass die eine frohlockt, dass sie ihn endlich los ist, und die andere sich darüber freut, einen zweiten Papa zu haben, mit dem sie auch im diesbezüglich hohen Alter noch schmusen et cetera kann. Laura schenkte Michael, weil sie ihn so sehr liebt, einen schwarzen Pick-up, eine Occasion wohl, und filmte die Übergabe, wackelte mit dem Schlüssel, Wendler guckte noch irritierter als sonst, und dann liebten sie sich filmreifer als die Protagonisten eines Softpornos beim Vorspiel. Mehr Kitsch ging wirklich nicht, was auch dem Komödianten Oliver Pocher auffiel, der Wendler daraufhin parodierte. Wendler hat inzwischen Anzeige wegen Beleidigung eingereicht, was Pocher ausserordentlich freut, weil der ganze Klamauk jetzt auf einem höheren Niveau stattfindet. ○



Neuer starker Mann: Prinz Charles.



Eigentor: Hakan Yakin.



«Recht auf Privatsphäre»: Influencerin Zeidler.



Wie soll man sich selbst sehen? Madonna.



Demontage eines Denkmals: BBC-Newsroom in London.

Bastion des Empire

Die BBC verkörpert die britische Identität wie die Monarchie, der Linksverkehr oder die Frühstückswürstchen. Noch bietet sie täglich kulturelle Glanzleistungen. Doch mit ihrem Bemühen um politische Korrektheit driftet die altherwürdige Institution zunehmend ins Abseits. Die Kritik wächst. *Von Rolf Hürzeler*

Brexit-Protagonist Nigel Farage erklimmt die Bühne auf dem Parliament Square in Westminster. Er schnappt sich das Mikrofon und setzt zur Rede an – doch jetzt ist Schluss mit der TV-Berichterstattung. Der Nachrichtenkanal der BBC gönnte es Mister Brexit in seiner grössten Stunde des Triumphs nicht, ein paar Worte seiner Rede zu verbreiten – Minuten vor dem Ende der britischen EU-Mitgliedschaft. Mehr noch: Die BBC weigerte sich, eine aktuelle Brexit-Botschaft von Premierminister Boris Johnson auszustrahlen, weil sie die TV-Bilder nicht selbst produzieren durfte. Stattdessen blendete die BBC zur Austrittsstunde einen vorfabrizierten Film ein, der zeigte, wie in der nördlichen Provinz Austrittsbefürworter und EU-Befürworter nach Versöhnung suchen.

Die Berichterstattung über die *leave*-Nacht illustriert Stärken und Schwächen der BBC gleichermaßen. Ihre Fernsehjournalisten begleiteten die Feierlichkeiten und Proteste allerorts im Vereinigten Königreich – von Nordirland über Wales und Schottland bis zum Machtzentrum an der Downing Street, der Residenz von Premierminister Boris Johnson. Doch diesem wie Farage verweigerten die BBC-Journalisten – bei aller Professionalität – diese kleine Reverenz in historischer Stunde. Das mag der gutgemeinten Ausgewogenheit gegenüber den Brexit-

Gegnern geschuldet sein, mutete indes eher kleinlich an.

Typisch BBC oder «Beeb», wie sie viele Engländer mit ihrer Lust an der Verballhornung nennen. Die Sendergruppe ist eine der tragenden Institutionen im Land; für viele Briten gehört sie zur britischen Identität wie die Monarchie, der Linksverkehr oder das Frühstückswürstchen. Vor allem für die Älteren, die mit der BBC aufgewachsen sind und das weltweite Medienunternehmen als einen der letzten Pfeiler des Empires verstehen, denn die BBC führte das Land ab 1922 durch alle düsteren Stunden des letzten Jahrhunderts. Auch das junge Publikum konnte sie bis heute – anders als die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft SRG – erstaunlich gut bei der Stange halten, wie die konservative Zeitung *Daily Telegraph* dieser Tage schreibt. So versteht sie es, mit ihren zahlreichen Musikprogrammen Jüngere anzusprechen.

Wenig Sympathien für den Brexit

Ähnlich wie die SRG setzt die BBC mit ihren TV- und Radio-Sendungen für das heimische Publikum auf Mehrsprachigkeit, neben dem Englischen auf das Irische, das Walisische und vor allem das schottische Gälisch, Alba. Dazu kommen zahlreiche Radioprogramme des BBC

World Service, der sich – im Gegensatz zur SRG – noch immer als weltweite Stimme versteht.

Trotz all dieser Leistungen sind vor allem die Konservativen mit der BBC unzufriedener denn je. Der Konflikt schwelte schon lange; führende konservative Politiker wie Vize-Premierminister Michael Gove erachteten das Gebührenmonopol der Sendergruppe als unzeitgemäss, eine Haltung, die sein Chef Johnson heute teilt: Während der gehässigen Auseinandersetzungen um den Brexit entzündete sich der Konflikt. Die Befürworter orteten immer wieder eine unterschwellige oder eine offenkundige Unterstützung der Austrittsgegner. So konstatierte der Kommentator Stephen Glover in der konservativen Boulevardzeitung *Daily Mail*: «Wie viele andere glaube ich, dass die BBC gegenüber den Tories voreingenommen ist, offenkundig ist dies auch die Meinung der Regierung. Diese Einseitigkeit spiegelt die urbanen und linken Vorurteile vieler BBC-Journalisten.» Dennoch kommt man laut Glover nicht umhin, «Nachrichtenleistungen der BBC zu respektieren».

Tatsächlich illustriert ein Magazin wie «Beyond 100 Days» des BBC-News-Fernsehenders mit den Präsentatoren Christian Fraser und Katty Kay den zwiespältigen Befund. Die in den Studios von Washington und London produzierte Sendung wurde nach der Inauguration von

Präsident Donald Trump lanciert. Die beiden Präsentatoren sind hochprofessionell, witzig und gedanklich blitzschnell. Aber das Publikum merkt unterschwellig stets, dass die beiden wenig Sympathien für den Brexit hatten, geschweige denn für den amerikanischen Präsidenten. So dürfen Experten und Politiker in den USA, die zur demokratischen Partei neigen, in den Interviews fast durchwegs mit einer schonenden Behandlung rechnen, während der Ton gegenüber Republikanern schärfer ist. Kay und Fraser sind allerdings gescheit genug, eine allzu offensichtliche Voreingenommenheit zu vermeiden.

Anders als etwa die Co-Moderatorin Naga Munchetty des BBC-Frühstückprogramms. Die dunkelhäutige Journalistin, ebenfalls eine sympathische und gewiefte Fernsehfrau, verlor die Contenance, als Präsident Trump drei schwarze Kongressabgeordnete in einer Rede polemisch dorthin zurückbeordnete, wo sie seiner Meinung nach herkommen. Munchetty identifizierte sich mit den angegriffenen Politikerinnen und handelte sich im letzten Herbst eine Rüge des Aufsichtsgremiums ein, die die BBC allerdings später zurückzog. Dies wiederum, nachdem sich liberale und linke Kommentatoren hinter Munchetty gestellt hatten.

Die BBC setzte so auf eine angeblich liberale Grosszügigkeit, um ja nicht in den Verdacht der politischen Unkorrektheit zu geraten. Solche Fehlentscheidungen unterminieren das Vertrauen in die BBC, wie ein Streit kurz vor den letzten Unterhauswahlen zeigte. Boris Johnson weigerte sich, zum Interview in der Andrew-Neil-Show anzutreten, weil er eine unfaire Behandlung erwartete. Geplänkel dieser Art sind für sich genommen, unbedeutend, schaden aber der Rolle der BBC als Leuchtturm der britischen Publizistik. Besonders dann, wenn die Fehlleistungen gravierend sind, etwa als das Nachrichtenmagazin «Newsnight» vor zehn Jahren dem konservativen Oberhausabgeordneten Lord McAlpine fälschlicherweise Kindsmisbrauch unterstellte und später finanziell Abbitte leisten musste. Pikanterweise was kurz zuvor bekanntgeworden, dass der Moderator von Kindersendungen, Jimmy Savile, während Jahren minderjährige Mädchen missbraucht hatte. Niemand wagte es, gegen ihn vorzugehen, obschon seine Vergehen innerhalb der BBC bekannt waren.

Für Kontroversen sorgt in letzter Zeit auch der renommierte Dokumentarfilmer David Attenborough. Der Betagte mit Altersstarrsinn versteht seine zum Teil hervorragenden Produktionen heute als politische Waffe gegen den CO₂-Ausstoss. Er sieht sich zusehends als Retter der Welt und will mit seinen Naturdokumentationen eine grüne Botschaft verbreiten, die bei konservativen Zuschauern schlecht ankommt.

Dennoch profitiert die BBC noch immer von ihrem hervorragenden Ruf – nicht nur bei den Informationssendungen. Was den Sport angeht, ist sie nahezu unerreicht, wie gerade die Übertragungen des Six-Nations-Rugby-Tur-

niers zeigen. Da nimmt das Publikum gerne unverhohlene Sympathie für die eigenen drei Teams von England, Schottland und Wales in Kauf – mit einem wahrhaften Bemühen um Ausgewogenheit, wenn diese Mannschaften gegeneinander spielen. Schliesslich bezahlen die Zuschauer des gesamten Vereinigten Königreichs gleich viel Gebühren. Allerdings nicht so viel, dass sich die BBC die Übertragungsrechte für Fussballspiele der Premier League leisten könnte. Über diese verfügt seit Jahren die Sky-Sendergruppe, ein privater Konkurrent.

Auch im fiktionalen Bereich leistet die «Beeb» weiterhin Einmaliges. Berühmte Fernsehfilme fehlen indes heute im Programm. Da-

Johnson wie Farage verweigerten die BBC-Journalisten die kleine Reverenz in historischer Stunde.

für produziert die BBC erfolgreiche Mehrteiler wie im letzten Herbst den achtteiligen japanisch-britischen Thriller «Giri/Haji», der Zuschauerrekorde erzielte. Dazu kommen Endlosserien wie die Soap «Eastenders» mit nunmehr 27 Staffeln oder die weltweit am längsten ausgestrahlte Radio-Soap-Opera «The Archers»: Die erste Episode ging 1950 über den Sender, mittlerweile sind um die 20 000 Folgen produziert. «The Archers» spielt in einem fiktionalen Dorf in der mittelenglischen Provinz und spiegelt im Lauf der Jahrzehnte den Wandel der englischen Gesellschaft – klug, spannend und unterhaltend. Generationen von Briten sind mit «The Archers» im wöchentlichen Vorabendprogramm aufgewachsen. Undenkbar im Programm der SRG: Man stelle sich vor, Radio SRF würde noch immer die Radio-Sitcom «Spalebärg 77a» ausstrahlen; mit schauspielernden Nachfahren von Margrit Rainer und Ruedi Walter, versteht sich.

Weichenstellung in diesem Jahr

Der weltweit gute Ruf der BBC gründet überwiegend auf ihrer angeblich gloriosen Vergangenheit. Bis heute profitiert die Sendergruppe von den Leistungen während des Zweiten Weltkriegs. Das BBC-Radio galt damals, ähnlich wie der Schweizer Landessender Beromünster, als unbestechliche Stimme.

Heute ist bekannt, dass sich die damalige BBC-Berichterstattung auch nach den nationalen Sicherheitsbedürfnissen richtete, auch wenn die Regierung den Sender nicht zur offenkundigen Propaganda missbrauchte. Schon 1938 einigte sich die BBC mit der Regierung auf Zensurvereinbarungen für den Kriegsfall, etwa bei der Berichterstattung über den Frontverlauf während Kampfhandlungen. Auch verbreitete der weltweit aktive Kurzwellensender Geheimdienstmeldungen für Informanten im Ausland. Der polnische Dienst durfte keine Informationen ausstrahlen, die die Beziehungen zur ver-

bündeten Sowjetunion gefährden konnten. All das schadete der Reputation der BBC nicht, obgleich heute ihre Auslandberichterstattung aus dem Nahen Osten etwa in den Augen Israels notorisch propalästinensisch ist.

Dieses Jahr steht die BBC vor einer Weichenstellung. Der derzeitige, linksliberale Generaldirektor Tony Hall hat seinen Rücktritt auf den kommenden Sommer bekanntgegeben. Er trat sein Amt in der Folge des McAlpine-Skandals an und vermochte in der letzten Dekade etwas Ruhe in das Geschäft zu bringen. Allerdings hat seine Geschäftsführung während Jahren unpopuläre Entscheidungen vermieden, etwa bei der Finanzierung des Unternehmens. Im letzten Monat wurde bekannt, dass die Nachrichtenredaktionen in den nächsten zwei Jahren 450 Stellen abbauen müssen. Das mag bei mehr als 20 000 Beschäftigten als bescheiden erscheinen, hätte sich bei einer langzeitigen Planung indes verhindern lassen.

Tony Halls Nachfolger muss vor allem die weitere politische Entwicklung bestimmen, beispielsweise, wie sich die Beziehungen zu den Konservativen verbessern lassen, die nach heutiger Einschätzung die nächsten vier bis fünf Jahre an der Macht sein dürften. Der frühere Labour-Abgeordnete James Purnell steht in den Wettbüros derzeit zuoberst auf der Kandidatenliste. Er ist kaum der Mann, den sich die konservativen Kritiker für die Zukunft wünschen. ○

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
vzch.com/merkblatt-pensionierung

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



www.vermoegenszentrum.ch

«Bibi ist Geschichte. Er ist am Ende.»

Israels Ex-Premier Ehud Olmert hält eine Übereinkunft mit den Palästinensern für unerlässlich, auch wenn sie Trumps Friedensplan ablehnen.

Von Pierre Heumann

Mit dem jüngsten «Jahrhundertdeal» von US-Präsident Donald Trump könnte erstmals seit über zehn Jahren wieder Bewegung in den festgefahrenen Friedensprozess kommen. Ehud Olmert hatte versucht, mit den Palästinensern Frieden zu schliessen, als er von 2006 bis 2009 israelischer Regierungschef war. Doch Machmud Abbas zögerte, und dann trat Olmert wegen Korruptionsvorwürfen zurück. Er war Israels erster Ex-Premier, der zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde wegen der Annahme von Bestechungsgeldern sowie der Behinderung der Justiz. Im Juli 2017 wurde er nach einer Haftstrafe von sechzehn Monaten wegen guter Führung frühzeitig entlassen.

Olmert, der eine neue Kandidatur als Premier nicht ausschliessen will, hat sich im Laufe seiner langen Politkarriere vom Hardliner zur Taube gewandelt. Aber wenn es um die Sicherheit seines Landes geht, kennt er keine Kompromisse. Im Libanon führte er einen 34 Tage dauernden Krieg gegen die vom Iran unterstützte Terrormiliz Hisbollah, bei dem 165 Israeli und mehr als 1100 Libanesen umkamen, darunter mehrere hundert Hisbollah-Kämpfer. Während dreier Wochen ging er Ende 2008 gegen palästinensische Terroristen im Gazastreifen vor, wobei mehr als 1200 Palästinenser umkamen.

Herr Olmert, hat es Sie überrascht, dass der palästinensische Präsident Machmud Abbas Donald Trumps Jahrhundertplan in Bausch und Bogen verworfen hat?

Es hätte mich überrascht, wenn er ihn angenommen hätte.

Weshalb?

Israels Regierung hat ihm unter meiner Führung ein Programm vorgeschlagen, dass aus Sicht der Palästinenser viel vernünftiger und attraktiver war. Weil es mit meinem Vorschlag nicht geklappt hat, ist nicht zu erwarten, dass er einem schlechteren Vorschlag zustimmt.

Was zeichnete denn Ihren Vorschlag aus?

Er basierte auf einem Rückzug auf die Grenzen von 1967. Sonst enthielt er teils ähnliche Elemente wie Trumps Deal. Wie Trump hatte auch ich vorgeschlagen, dass Ostjerusalem die Hauptstadt Palästinas werden solle. Aber die Altstadt mit den heiligen Stätten ...

... dem Tempelberg, der Al-Aksa-Moschee und der Grabeskirche ...

... wollte ich unter internationale Kontrolle stellen.

Wie haben Sie sich das vorgestellt?

Fünf Staaten hätten für die Altstadt die Verantwortung übernommen: die USA, Saudi-Arabien, Jordanien, die Palästinenser und Israel. Diese fünf Staaten haben eine besondere Beziehung zu Jerusalem. Mein Vorschlag war ausgewogen. Drei muslimische und zwei nichtmuslimische Staaten, ein christlicher und ein jüdischer, hätten die Verwaltung der Altstadt aufgeteilt. Damit wäre eine der heikelsten Fragen des Konflikts aus der Welt geschafft worden. Es galt allerdings noch, das Problem der palästinensischen Flüchtlinge zu lösen.

Was seit je ein Stolperstein für alle Friedenslösungen ist.

Abbas weiss, dass eine Rückkehr der Flüchtlinge ins heutige Israel chancenlos ist. Es braucht deshalb eine symbolische Lösung

«Abbas behauptet, er mit hätte mir innerhalb von drei bis sechs Monaten ein Abkommen geschlossen.»

auf der Basis der arabischen Friedensinitiative aus dem Jahr 2002.

Diese schlug eine «gerechte» und «vereinbarte» Rückkehr palästinensischer Flüchtlinge vor, verzichtete also auf die Forderung, dass alle zurückkehren sollen.

Ich glaube, dieser Vorschlag ist immer noch aktuell. Aufgrund der Realität drängt er sich geradezu auf, weil er sowohl unseren wie auch den palästinensischen Bedürfnissen entspricht.

Trotzdem wollte Abbas nichts von Ihrem Friedensplan wissen?

Abbas behauptet heute, er hätte mit mir innerhalb von drei bis sechs Monaten ein Abkommen geschlossen.

Aber dann traten Sie aufgrund von Korruptionsvorwürfen zurück, da Sie mit einer Anklage wegen Korruption rechnen mussten.

Deshalb konnten wir unsere Verhandlungen nicht zu Ende führen. Aber Abbas sagte zu mir nie nein, allerdings sagte er leider auch nicht ja. Würde man ihm heute meinen Vorschlag von damals unterbreiten, würde er ihn wohl annehmen.

Was macht Sie da so sicher?

Fragen Sie doch Abbas, was er über den Plan und über mich denkt.

Wäre er denn zu einem territorialen Kompromiss bereit?

Abbas sagte, er sei zwar in Safed geboren ...
... also in Galiläa, im heutigen Israel ...

... aber für ihn, sagte Abbas zu mir, liege der Staat Palästina innerhalb der Grenzen von 1967. Das heisst: Abbas begreift, dass es keine andere Lösung gibt. Und ich frage Sie: Was können die Araber verlangen, das über das hinausgeht, was ich ihnen vorgeschlagen habe?

Weshalb wollten die Palästinenser Ihren Plan dennoch nicht annehmen?

Am Tag, an dem sich Israel sich aus dem Westjordanland zurückzieht und keine Besatzungsmacht mehr ist, in diesem Augenblick interessiert sich die Welt nicht mehr für die Palästinenser. Heute sind sie vor allem deshalb von Interesse, weil sie unter israelischer Besatzung leben. Natürlich haben wir aus historischen Gründen eine besondere Beziehung zu Judäa und Samaria ...

... also zum Westjordanland.

Aber es ist und bleibt eine Besatzung. Da ist es unwichtig, dass wir den Sechstagekrieg von 1967 nicht gesucht haben, sondern dass er uns aufgezwungen wurde. Das stimmt alles. Aber die Realität ist eben auch, dass sie und wir seit mehr als fünfzig Jahren mit Gewehren leben. Das erzeugt Spannung, und deshalb interessiert sich die Welt für die Palästinenser. Damit ist es aber vorbei, sobald wir das Westjordanland verlassen haben.

Ein Rückzug würde auch bedeuten, dass mehrere 100 000 Siedler aus dem Westjordanland wegziehen müssen.

Es gibt einen internationalen Konsens, dass innerhalb von Judäa und Samaria drei Gebiete bei uns bleiben. Dort leben heute 250 000 Menschen. In den von uns zu evakuierenden Gebieten wohnen 120 000 Siedler.

Wohin sollen diese Ihrer Meinung nach gehen?

Zum Beispiel in die drei Siedlungsblöcke. Es wäre für sie eine *relocation* innerhalb des Westjordanlandes, andere könnten in den Negev ziehen. Das ist die einzige Lösung.

Aber Ihr Nachfolger Benjamin Netanjahu hat sie nicht weiterverfolgt.

Er will keinen Frieden. Wer Frieden will, baut nicht unablässig Siedlungen. Zudem führt er mit Abbas keine Verhandlungen, er hat ihn höchstens einmal in zehn Jahren getroffen. Ich aber traf mich in den drei



«Wer Frieden will, baut nicht unablässig Siedlungen»: Israels ehemaliger Regierungschef Ehud Olmert.

Jahren meiner Amtszeit 36 Mal mit ihm. In Jerusalem, Paris, in den USA und in Jericho. So haben wir ein gegenseitiges Vertrauen aufgebaut. Bis heute bin ich mit ihm in Kontakt, meist über Verbindungsleute. Vielleicht auch in naher Zukunft.

Anfang März stehen Neuwahlen an. Wie lautet Ihre Prognose?

Bibi ist bereits Geschichte. Er ist am Ende. Er hat keine Chance, am 2. März die Wahlen zu gewinnen und Premier zu bleiben.

Schafft es Benny Gantz, Netanjahus Herausforderer?

Mal sehen. Auf jeden Fall ist Gantz eine normale Person und nicht total korrupt.

Sie können sich vermutlich gut in die Lage Netanjahus versetzen. Auch Sie waren, wie jetzt Netanjahu, angeklagt.

Aber ich stand nicht unter Anklage, als ich zurücktrat. Erst ein Jahr nach meinem Rücktritt kam es zur Anklage. Ich hatte mich zum Rücktritt entschlossen, weil alles, was ich tat, unter dem Blickwinkel einer möglichen Anklage gesehen wurde. Ich bin überzeugt, dass das Urteil gegen mich falsch war, aber ich sagte mir: «Kein Bürger steht über dem Gesetz.» Netanjahu ist jetzt aber bereit, unsere nationalen Interessen für seine persönlichen zu ver-

kaufen. Er wirkt nervös, ich glaube, er steht unter dem Einfluss von Pillen.

In der Palästina-Frage gehörten sie einst zu den Hardlinern. Heute fordern Sie, dass sich Israel von den Palästinensern trennen müsse. Was löste Ihren Meinungswechsel aus?

Als ich Stadtpräsident von Jerusalem war, begriff ich, dass die fortdauernde Kontrolle der palästinensischen Stadtteile ins Desaster führen wird. Ich übertrug das auf das ganze Land und kam zum Schluss, dass sowohl die Identität als auch die moralische Basis Israels durch die Beherrschung der Palästinenser einen Schaden erleiden würden. Deshalb sollten wir uns aus dem West-

«Netanjahu wirkt nervös, ich glaube, er steht unter dem Einfluss von Pillen.»

jordanland zurückziehen. Auch wenn wir überzeugt sind, dass es aus historischen Gründen uns gehört. Aber das ist nicht relevant. Es leben dort Millionen Palästinenser, und wir haben zwei Optionen. Entweder ermöglichen wir ihnen, einen normalen Staat zu gründen. Oder wir bleiben dort,

müssen ihnen das volle Bürgerrecht und alle politischen Rechte gewähren. Wer glaubt, dass wir im Westjordanland bleiben können, ohne den Palästinensern das volle Stimm- und Wahlrecht sowie Bewegungsfreiheit zu geben, lebt in einem Traum, nicht in der Wirklichkeit.

Im Juli sollten Sie nach Zürich fliegen, sahen aber im letzten Moment davon ab.

Ich hatte gehört, dass man mich in der Schweiz wegen Kriegsverbrechen verhören wolle. Ich nehme an, eine palästinensische Gruppe hatte das gefordert. (Erregt) Ausgerechnet mich wollte man verhören, der ich mehr Anstrengungen als jeder andere israelische Premier unternommen habe, um mit den Arabern Frieden zu schliessen.

Weil man Ihnen die Kriege im Gazastreifen und im Libanon nicht verziehen hat.

Ich bin stolz darauf, was ich dort gemacht habe. Ich führte Krieg gegen diejenigen, die Israelis ermorden wollten und ermordet haben. Jeder Staat hätte so gehandelt wie ich, einschliesslich der Schweiz. Aber die Schweizer Regierung und deren Beamte sind manchmal etwas heuchlerisch. Wieso sonst wären Hamas-Vertreter im Bundeshaus anwesend gewesen, während ich verhöört werden sollte?



Post-macronisches Duell: Statthalterin Hidalgo (l.), Ex-Justizministerin Dati.

In Paris regiert «König Ubu»

In Frankreichs Hauptstadt ist ein fiebriger Wettstreit um das Stadtpräsidium entbrannt. Die Kandidaten übertrumpfen sich mit grünen Ambitionen. Sie wollen Bahnhöfe versetzen, einen Wald pflanzen und die Umfahrungsautobahn autofrei machen. An vorderster Front: zwei Frauen. Von Jürg Altwegg

Ein knappes Jahr nach dem Brand von Notre-Dame und fünf Jahre nach dem Anschlag auf *Charlie Hebdo* strotzt Paris wieder vor Selbstvertrauen. Der französische Erdöl-Multi Total, Feindbild aller Umweltschützer, kehrt nach Paris zurück – *because of Brexit*. J. P. Morgan hat im 1. Arrondissement ein Gebäude mit 6600 Quadratmeter Bürofläche für 450 Angestellte gekauft. Mindestens 4000 Mitarbeiter wollen amerikanische und britische Banken nach Paris schicken. Weder von den *gilets jaunes* noch vom Bahn- und Metrostreik lassen sich die Brexit-Zuwanderer beeindrucken. Aber vielleicht sollten sie mal einen Blick in die Programme der Kandidaten für das Pariser Rathaus werfen, um zu erkennen, was ihnen blüht und was man von ihnen erwartet.

«Ich will, dass die Hochfinanz nach Paris zurückkehrt», lässt die amtierende Stadtpräsidentin Anne Hidalgo verlauten, als hätte sie das auf die Agenda gesetzt: «Aber ich will eine grüne Finanz, Leute, die uns beim ökologischen Umbau helfen und sich nicht wie Raubtiere ver-

halten.» 60 000 Parkplätze von insgesamt 133 000 werden im Falle ihrer Wiederwahl gestrichen. Wo unter Tage die U-Bahn fährt, plant Hidalgo über allen Linien Radstreifen und Fußgängerzonen: «Vélopolitain» – in Anlehnung an *métropolitain* – wird das Projekt für die neue Stadt «Vélopolis» genannt, die Hidalgo bauen will. Noch vor der Olympiade 2024 werde Paris als Hauptstadt des Velos Kopenhagen und Amsterdam ablösen. Hidalgo verspricht 100 000 Abstellplätze und Subventionen auch für Velos ohne Elektroantrieb. Velofahren wird zum obligatorischen Schulfach.

Machtfülle des Rathauses

Nach Emmanuel Macrons Einzug ins Elysée 2017 glaubte kein Mensch mehr an die Möglichkeit einer Wiederwahl der ungeliebten sozialistischen Stadtpräsidentin. 10 Prozent der Stimmen hatte ihr Parteigenosse damals bekommen – Macron triumphierte schon im ersten Wahlgang mit 34 Prozent. In der Stichwahl kam er auf 90 Prozent. Paris lag Macron zu Füßen. Die

Eroberung des Hôtel de Ville, das noch prächtiger erstrahlt als der Elysée-Palast, kündigte sich für die «République en marche!» als Triumphzug an.

Bei der Schlacht um das Rathaus geht es auch ein bisschen um die Nachfolge von Jacques Chirac: Er wurde 1977 zum ersten Maire der Stadt gewählt, die zuvor vom Staat verwaltet worden war. Es ist ein bisschen wie in den USA: Gewählt werden die Gemeinderäte der zwanzig Arrondissements. Diese wiederum bestimmen – gewissermassen im dritten Wahlgang – den regierenden Bürgermeister von Paris. Für Chirac war das Rathaus mit seiner Machtfülle Ausgangspunkt seiner Skandale und eine wichtige Etappe auf dem Weg ins Elysée. Auch die ausgekochte Machtpolitikerin Hidalgo nutzt es als Bastion gegen den Staat und die eigene Partei. Sie präsidiert die weltweite Allianz C40 der Metropolen für das Klima – Motto: Die Regierungschefs palavern, wir handeln.

Mit der Pfründe Paris glaubte Macron Benjamin Griveaux belohnen zu können, seinen

treuen Mitbegründer der Bewegung «En marche!» und Überläufer von den Sozialisten. Griveaux war Macrons Regierungssprecher, er beschimpfte die *gilets jaunes* als «Kettenraucher und Dieselfahrer». Das hätte eigentlich ganz gut ankommen müssen, denn die Lebenskosten in Paris können sich eh nur noch multikulturell orientierte Kader und Künstler leisten, die von der Globalisierung oder von Sozialwohnungen profitieren und mehr auf das Flugzeug als das Auto angewiesen sind. Aber Griveaux' Kampagne kommt nicht vom Fleck.

Ein Rivale aus der eigenen Partei stört sie: Cédric Villani, eine Kultfigur der «macronie», ist Träger der Fields-Medaille, die dem Nobelpreis entspricht, den es für Mathematiker nicht gibt. Villani verlor die Vorwahl gegen Griveaux,

Gantzer will die Umfahrungs-Autobahn – vier Spuren in beiden Richtungen – schliessen.

die aber so abgekartet war, dass er mit einiger Berechtigung seine Niederlage nicht akzeptierte. Bei einer Medienkonferenz wurde der exzentrische Mathematiker gefragt, ob es stimme, dass er an Autismus leide: «Ich habe mich», gab er gelassen zur Antwort, «noch nie untersuchen lassen. Und was würde es ändern, das zu wissen?»

«Koalition für das Klima»

Villani will die Züge, die aus London, Brüssel, Frankfurt im grössten Bahnhof Europas, der Gare du Nord ankommen, in die Banlieue umleiten, nach Saint-Denis, ins islamisierte Département 93. Es ist eine Massnahme gegen den Dichtestress und die Zentralisierung. Doch die Bahn verliert mit der Auslagerung in die ferne Vorstadt einen wichtigen Vorteil gegenüber dem Flugzeug – einmal ganz abgesehen davon, dass die Zuständigkeit für Zugverbindungen keineswegs zum Kompetenzbereich der Stadt gehört. Einen Teil der Kandidaten auf seinen Listen in den zwanzig Arrondissements will Villani per Losentscheid bestimmen.

Er ist mit den Grünen eine «Koalition für das Klima» eingegangen – doch Stadtpräsident will auch deren Spitzenkandidat werden. Mit ins Rettungsboot holen wollen sie auch die Liste «Parisiennes, Parisiens» von Gaspard Gantzer. Der Ex-Sozialist war Kommunikationsberater von Hidalgos Vorgänger im Rathaus (Bertrand Delanoë) und von François Hollande. Sein Programm für Paris: Gantzer will den Boulevard périphérique, die Umfahrungsautobahn – vier Spuren in beiden Richtungen – schliessen.

20 Prozent der Stimmen gab es bei der Europawahl im vergangenen Mai in Paris für die Grünen, 33 Prozent für Macrons «Renaissance»-Liste und Brosamen für die Linke. Noch immer hätte niemand auf Anne Hidalgo gesetzt. Doch in den jüngsten Umfragen liegt die

Statthalterin mit 23 Prozent an der Spitze. Noch überraschender ist der zweite Platz von Rachida Dati. Sarkozys streitbare Ex-Justizministerin lässt die *Républicains* – 8,5 Prozent bei der Europawahl – auferstehen. Sie hat mit der Parteispitze gebrochen, die sie abservieren wollte. Und sie redet im Wahlkampf als Einzige wie ein Politiker: «Ich bin überzeugt, dass wir gewinnen werden.»

Autist Villani wird ausgeschlossen

Mit einem geradezu klassischen Duell zwischen links und rechts kehrt in Paris die alte Welt, die Macron überwinden wollte, in die Politik zurück. Seiner «*République en marche*!» fehlt auch anderswo die lokale Verankerung. Um die sich abzeichnende Katastrophe zu verwischen, hat Innenminister Christophe Castaner die Präfekten angewiesen, die Resultate aller Kommunen mit weniger als 9000 Einwohnern ohne politische Zuweisung zu kommunizieren. Das betrifft 96 Prozent der Gemeinden und die Hälfte der Bevölkerung. Es gibt mancherorts sehr wohl eher unpolitische Listen ohne Parteizugehörigkeit, aber auch sie sind von der nationalen Stimmungslage betroffen. Das Verfassungsgericht muss die Legalität des Vorgehens beurteilen.

Am letzten Sonntagnachmittag im Januar zitierte der Staatspräsident Cédric Villani ins Elysée – umstimmen liess sich der angebliche Autist nicht. Zur Raison bringen konnte Macron immerhin seine Minister für Landwirtschaft und Tourismus, die in Biarritz auf getrennten Listen gegeneinander antraten. Villani wird jetzt aus der Partei ausgeschlossen. Gegen ihn und zur Rettung des Soldaten Griveaux schickt Macron im 14. Arrondissement seine Gesundheitsministerin Marlène Schiappa an die Front.

Macrons treuer Regierungssprecher Griveaux ergreift derweil die Flucht nach vorn und will Bahnhöfe versetzen: Die Gare de l'Est soll in eine Kommune jenseits der Umfahrungsautobahn verlegt werden, und an ihrer Stelle soll ein dritter Stadtwald gepflanzt werden. Entlang der Seine plant er Badestrände und verspricht «Gras anstelle des Betons». Am vergangenen Wochenende legte er nach: Wer in Paris ein Appartement kauft, soll 100 000 Euro geschenkt bekommen. In die Quartiere will er tausend «Strassenmanager» schicken, die sich um kaputte Lampen und andere «Misstände im öffentlichen Raum» kümmern. Um die leerstehenden Wohnungen auf den Markt zu bringen, werde die Stadt deren Vermietung übernehmen und das Risiko der Eigentümer auf sich nehmen.

Im Wahlkampf inszeniert Paris ein surrealistisches Drama: Bis zum 15. März regiert «König Ubu». Alfred Jarry, der Autor des dadaistischen Klassikers, hatte einst empfohlen, zur Lösung ihrer Probleme die Städte aufs Land zu pflanzen. ○



Inside Washington

Stunde der Stümper

Der Sieger nach der chaotischen Vorwahl der Demokraten in Iowa heisst Donald Trump.

Chaos im Mittleren Westen! Die erste Vorwahl der Demokraten erwischte die Partei am Montagabend auf dem falschen Fuss. Die Beamten waren lange Zeit nicht in der Lage, einen Gewinner des Wettbewerbs in Iowa bekanntzugeben. Berichten zufolge erwies sich eine von den Veteranen des Wahlkampfes von Hillary Clinton 2016 entworfene, fehlerhafte App erneut als störrisch. Die sehnlichst erwarteten Ergebnisse mussten erst akribisch von Hand gezählt und dann nach alter Manier nachgezählt werden.

Aber das Durcheinander im Mittleren Westen bescherte den Kandidaten eine unerwartete Gnadenfrist. Der Bürgermeister von South Bend in Indiana, Pete Buttigieg, nutzte die Gunst der Stunde, um seinen angeblichen Sieg zu verkünden: «Letztendlich hat Iowa die Nation schockiert, denn wenn nicht alles täuscht, ziehen wir siegreich in die nächste Vorwahl von New Hampshire!»

Derweil verbreiteten sich Verschwörungstheorien unter den Anhängern des bis anhin in Führung liegenden Senators Bernie Sanders aus Vermont. Wie schon 2016 schienen sich die Ungereimtheiten in Iowa vor allem gegen ihren sozialistischen Vorkämpfer zu richten. Aber es gab am Montagabend einen klaren Sieger: Präsident Donald Trump, der die Vorwahl von Iowa auf republikanischer Seite mit fast 100 Prozent der Stimmen gewann. Die Wahlhelfer der Kampagne Trump 2020 verspotteten ihre stümperhaften demokratischen Gegner fröhlich: «Die Demokraten schmoren nach dieser historischen Schlamperie in einem selbstverursachten Chaos. Und solche Leute wollen etwa unser gesamtes Gesundheitssystem organisieren?»

Die Wähler denken im November vielleicht nicht mehr an das Chaos der Demokraten in Iowa. Aber wenn dann in diesem Staat die Wellen hochgehen, wird Trump die Wähler bestimmt gerne daran erinnern. Er gewann Iowa 2016 mit 10 Prozent Vorsprung. Amy Holmes

Epidemie, Pandemie, Infodemie

Von Hansrudolf Kamer — China hat in der Krise um das Coronavirus bisher klüger reagiert als früher. Mängel am Informationsmanagement liegen in der Natur der Sache und des Regimes begründet.



Wie man sich bettet, so liegt man. Natürlich sah die oberste Heeresleitung in Peking, das Konvolut aus Parteiführung, Regierung und Verwaltung, die Krise nicht kommen – auch der allwissende Steuermann Xi Jinping nicht. Das wäre auch zu viel verlangt gewesen.

Eigentlich hat China beste Voraussetzungen, um die sich ausbreitende Krankheit in kontrollierte Bahnen zu lenken. Die Zentrale hat die Mittel, um unverzüglich ein Krisenmanagement in die Wege zu leiten und eine vernünftige Informationspolitik zu fahren. Im Vergleich zur Sars-Krise vor siebzehn Jahren sind auch Fortschritte zu erkennen – in der Schnelligkeit der Reaktion, in der öffentlichen Information.

Doch «besser» heisst nicht «gut». Man hätte die Epidemie im Keim ersticken können. China ist verwaltungstechnisch weit mehr dezentralisiert, als dies von aussen wahrgenommen wird. Das betrifft insbesondere das Gesundheitswesen. Und die lokalen Behörden haben ihre eigene Agenda, die auch darin besteht, sich gegenüber der Zentrale abzuschirmen.

Der Informationsfluss ist nicht frei, und das schafft Misstrauen. Inzwischen ist bekannt, dass in Wuhan die ersten Symptome der Infektion mit dem Fledermaus-Virus Anfang Dezember registriert wurden. Ende des Jahres war den lokalen Behörden klar, dass die Gefahr einer epidemieartigen Ausbreitung bestand.

Zu diesem Zeitpunkt wäre entschiedenes Handeln angesagt gewesen, doch nicht so: «Whistleblower», die auf die Gefahr aufmerksam machten, wurden von der Partei diszipliniert und mussten Fehlverhalten eingestehen. Verschiedenen Ärzten wurde Nachhilfeunterricht erteilt, wie man eine Gerüchtewelle verhindert. Das war die traditionelle Art, tief verankert im demokratischen Zentralismus, wie ihn die Kommunisten seit je pflegen und der sie katastrophenanfällig macht.

Die traditionelle Art liess sich nicht durchhalten. Aus Wuhan begann eine Absetzbewegung. Wie gross sie war, weiss niemand. Niemand weiss, wie viele Bewohner mit dem Virus im Körper vor der Quarantäne die Stadt verliessen. In den sozialen Medien, auch den parziell zensurierten chinesischen, kursierten wilde Gerüchte.

Schanghai sei fast ganz abgeschlossen, ausser Betrieb. Die Einwohner beschäftigten sich nur noch mit der Verbreitung von Gerüchten über das Internet. Wuhan, die Millionenstadt, grösser als New York oder London, sei zur Hälfte evakuiert worden – ganz China im Stillstand, China in Quarantäne. Und so weiter.

Dazu trägt die Reaktion des Auslandes bei. Viele Fluggesellschaften haben Flüge nach China gestrichen. Ausländische Firmen schliessen Filialen und Produktionsstätten. Der Touris-

«Besser» heisst nicht «gut».
Man hätte die Epidemie im Keim
ersticken können.

mus in China und aus China heraus kommt fast zum Erliegen. Ausländer werden evakuiert – am Mediengetöse gemessen, müssten es Hunderttausende sein. Es sind aber nur wenige.

Die Zentrale in Peking kontrolliert die Propaganda. Sie versucht, das Ausmass der Krise herunterzuspielen oder – wer es anders sehen will – nüchtern und in den richtigen Proportionen darzustellen. Die Parteiführung versucht, Normalität zu vermitteln. Xi und die Parteiführung gingen ihren normalen Geschäften nach und erschienen in der Grossen Halle des Volkes, um das chinesische Neujahr zu feiern.

Erst am Samstag kam es zu einer Sondersitzung des Exekutivkomitees des Politbüros, an der Xi die Notwendigkeit betonte, öffentliche Stabilität zu wahren. Nach dem Wochenende kamen erste Eingeständnisse, dass Fehler gemacht wurden. Diese Aussagen reflektieren die permanente Sorge der Führung, dass eine öffentliche Unruhe entstehen könnte, wenn die Epidemie länger dauert, die Bevölkerung grösserem Stress ausgesetzt wird und ernste wirtschaftliche Folgen eintreten. Davon allerdings ist man noch ein gutes Stück entfernt.

Jede staatliche Führung, auch eine demokratische, muss beim Balanceakt zwischen Beruhigung zur Verhinderung von Panik und drastischen Quarantänemassnahmen ein Mittelmass finden. Die nackten Zahlen geben wenig Anlass zur Aufregung, auch wenn sie grösser werden. Es sind nicht viele Angesteckte und Todesfälle. Das ist der Anlass für die Weltgesundheitsorganisation, von einer «Infodemie» zu sprechen. Allerdings – man weiss nicht, was nun wirklich stimmt und was nicht. Für die Pekinger Führung rächen sich die Sünden der Vergangenheit bei der Informationsvermittlung und ihre sprichwörtliche Kontrollneurose.

Dass China-Experten und Ökonomen vor drastischen Folgen warnen, gehört zu ihrem Geschäft. Wackelt der Stuhl des grossen Führers? Er hat in letzter Zeit Rückschläge einstecken müssen, die ihm als Fehler angekreidet werden, was impliziert, dass sie hätten vermieden werden können: Demos und Lokalwahlen in Hongkong, Handelsstreit mit Amerika und die Wahlen in Taiwan.

Xis Gegner mögen ihre Messer wetzen, doch keiner wagt sich hervor. Die Berichte, dass sein Stern am Sinken sei, sind stark übertrieben. Doch selbst das weiss man nicht so genau.



Kontrollneurose: Präsident Xi.

Europa droht eine neue Flüchtlingskrise

Nie seit dem Krisenjahr 2015 war der Migrationsdruck so gross wie jetzt. Die Balkanroute wird wieder zum bevorzugten Weg. Griechenland, schwimmende Hindernisse entlang der Seegrenze zu verlegen. *Von Boris Kálnoky*



Konstanter Zufluss: Flüchtlingslager an der kroatischen Grenze, Ende Dezember 2019.

Das gab es selbst auf dem Höhepunkt der Migrationskrise 2015/16 nicht: Ungarische Grenzer feuerten in der Nacht zum 28. Januar am Grenzübergang mehrere Warnschüsse in die Luft. Rund achtzig Migranten – alles kräftige junge Männer – versuchten, den Grenzübergang bei Röszke von der serbischen Seite her gewaltsam zu durchbrechen. Der Versuch wurde erfolgreich abgewehrt, vier der Angreifer wurden festgenommen. Es war ein Augenblick, wie geschaffen, um die jüngsten Warnungen der ungarischen Regierung zu untermalen: 2020, heisst es in Budapest, könnte ein Krisenjahr «wie 2015» werden.

Tatsächlich ist der Migrationsdruck enorm gestiegen. In Griechenland waren im Januar 2019 genau 14 500 Asylsuchende registriert. Jetzt sind es 42 000 – ein Anstieg um das Dreifache in nur einem Jahr.

Fünf Mal mehr Zuwanderer

An Ungarns Grenzzaun gab es in den ersten fünf Wochen des Jahres 4300 versuchte oder erfolgte illegale Grenzübertritte, fast 1000 jede Woche. So geht das seit Mitte November 2019. Davor waren es durchschnittlich wöchentlich nur 100 bis 200. Die jetzigen Zahlen bedeuten also eine fünffache Steigerung.

Ob bald wieder Verhältnisse wie 2015 eintreten werden, bleibt abzuwarten, aber die Zeichen auf der Balkanroute stehen auf Sturm. Nach dem Krisenjahr 2015/16, als mehr als eine Million Migranten illegal und ungehindert in

die EU strömten, war die Zahl neuer Ankünfte Jahr für Jahr gesunken. Grenzzäune in Ungarn, Bulgarien, Mazedonien und Griechenland halfen dabei, die Zahlen zu verringern, ebenso wie der sogenannte Flüchtlingspakt mit der Türkei.

Aber dieses Jahr ist der Migrationsdruck in Richtung Europa so hoch wie seit fünf Jahren nicht mehr. Die Zahl der neu in die Türkei gelangten Migranten betrug 2019 rund 450 000 – ein Anstieg von 70 Prozent. Gegenwärtig tobt eine neue Militäroffensive im benachbarten Syrien, wo loyale Truppen des Regimes von Baschar al-Assad versuchen, die Provinz Idlib zu erobern, und die Türkei mit einer weiteren militärischen Intervention droht. Derweil warnt das Auswärtige Amt in Berlin davor, dass der Bürgerkrieg in Libyen zu einer weiteren Destabilisierung führen könnte – das bedeutet mehr Flüchtlinge und weniger Grenzschutz. Und der Afrikabeauftragte im Berliner Kanzleramt, Günter Nooke, geht von 100 Millionen Menschen aus, die in den nächsten zwanzig bis dreissig Jahren nach Europa aufbrechen werden.

Der Anstieg von Migranten in der Türkei erhöht den Druck auf Griechenland. Das südosteuropäische Land muss, wenn der Trend anhält, dieses Jahr mit 100 000 Neuankünften rechnen. Die Lage ist so desolat, dass die Regierung in Athen daran denkt, schwimmende Hindernisse entlang der Seegrenze zu verlegen, ähnlich wie schwimmende Barrieren gegen Öl-

verschmutzung. Ausserdem soll das Tempo der Rückführungen in die Türkei im Rahmen des Flüchtlingspaktes angekurbelt werden. Seit Beginn des Flüchtlingspakts 2016 wurden jedes Jahr weniger Migranten zurückgeführt. Insgesamt sind es rund 2000, im vergangenen Jahr waren es allerdings nur 189 – die geringste Zahl seit Beginn des Abkommens. Im Gegenzug wurden 25 660 anerkannte Flüchtlinge legal aus der Türkei in die EU geflogen.

Neue Drehscheibe

Weil es so schwer ist, über Ungarn in die EU zu gelangen, ist Bosnien zur neuen Drehscheibe für Migranten geworden. 30 000 wurden dort 2019 registriert. Ein improvisiertes Flüchtlingslager an der Grenze zu Kroatien bei Bihac wurde von den Behörden im Dezember abgerissen, die Migranten in andere Unterkünfte gebracht, wo sie aber nicht lange bleiben. Obwohl der Zufluss seit zwei Jahren konstant ist, halten sich nie mehr als 7000 bis 8000 Migranten im Land auf – Zehntausende schafften es über die Grenze nach Kroatien.

Was bedeutet das für die Zielländer? In Deutschland kommen nach Angaben der Bundespolizei derzeit täglich durchschnittlich 450 Migranten an, Tendenz steigend.

Auch wenn 2020 nicht zu einem *annus horribilis* wie 2015 werden sollte: Das Potenzial für eine neue Krise ist da. Sie droht sich sukzessive auszuweiten. Lediglich ein effizienter Grenzschutz kann Europa davor bewahren. ○

Mengele und die Schweiz

Auschwitz, Zürich, Engelberg, Kloten: Spuren des meistgesuchten SS-Arztes und Massenmörders Josef Mengele führen in die Schweiz. Neue Dokumente zeigen, dass die Schweiz nach dem Krieg kein Refugium für Nazi-Verbrecher war. *Von Christoph Mörgeli*



«Glücklichste Momente meines Lebens»: ehemaliger KZ-Arzt Mengele mit seinem zwölfjährigen Sohn, 1956 in Engelberg.

Am 24. April 1961, einem eher kühl-feuchten Montag, klopfte um halb neun Uhr morgens eine auffallend attraktive Frau an die Tür des Vernehmungsbüros der kantonalen Fremdenpolizei in Zürich. Der Polizeibeamte Kurt Hediger* sah der aparten, etwas aufgeregten Dame das 41. Lebensjahr nicht an. Ihren stahlblauen Volkswagen mit dem deutschen Kennzeichen GZ-C 320 hatte sie in der Nähe des Kaspar-Escher-Hauses parkiert. Die Frau hatte am 18. März 1961 in der Zürcher Flughafengemeinde Kloten das Gesuch für eine Aufenthaltsbewilligung gestellt. Zur Prüfung solcher Gesuche, begann Hediger seine Befragung, müssten «die persönlichen Verhältnisse des Gesuchstellers und der Zweck des Aufenthaltes genau abgeklärt werden».

Mit starkem Münchner Dialekt berichtete die Befragte nun aus ihrem Leben. Sie sei verwitwet, ihr Sohn heisse Karl-Heinz, und sie habe sich am 25. Juli 1958 wieder verheiratet mit dem Bruder ihres verstorbenen Mannes Karl,

der den Namen «Pepo» trage. Dies sei in Uruguay, Departement Colonia Helvetica geschehen, «das früher das Gebiet für die Schweiz-Auswanderer war», schmeichelte sie dem Polizisten. Als sie ihre Heiratsurkunde vorlegte, vermerkte der Beamte Hediger trocken: «Hier figuriert Ihr Mann aber mit dem Vornamen José, was auf Deutsch Josef heisst.»

Das sei richtig, antwortete die Frau, deren Name Martha Mengele lautete: «Mein Mann heisst Josef nach den Papieren. Ich und wir sagen ihm heute aber Pepo, es tönt irgendwie besser.» Und rasch fuhr sie fort: Sohn Karl-Heinz weile seit Sommer 1960 im Institut Monte Rosa in Montreux, sie selber sei auf Reisen gewesen und einige Tage im Hotel «Neptun» in Zürich, auch im «Sternen Oerlikon» untergekommen. Jetzt habe sie aber eine Einzimmerwohnung für 265 Franken in Kloten gemietet. Die Landmaschinenfirma Karl Mengele & Söhne in Günzburg (die zeitweise 2000 Angestellte beschäftigte)

bezahle ihr obendrein monatlich tausend Franken und trage auch die Internatskosten des Sohnes. Sie wolle in dessen Nähe bleiben, verstehe aber kein Französisch und habe sich darum für eine Niederlassung in der deutschen Schweiz entschieden.

«Ja, ich muss dies eingestehen»

Dies schein ihm etwas unlogisch, entgegnete Fremdenpolizist Hediger: «Denn es kann Ihnen zugemutet werden, als Deutsche in Süddeutschland Wohnsitz zu nehmen und von dort Ihren Sohn zu besuchen.» Sie habe, erwiderte die Dame, eben Gefallen gefunden an Zürich und wolle ihren Sohn im nächsten Frühjahr ans Institut auf dem Rosenberg in St. Gallen versetzen. Danach werde sie «nach aller Voraussicht zu meinem Mann nach Argentinien zurückkehren».

Erst jetzt, zum Schluss der Befragung, wurde Martha Mengele vom Kantonspolizisten Hediger mit der entscheidenden Frage über-

rumpelt: «Ihr Mann Pepo, richtig Josef Mengele, ist doch der wegen Naziverbrechen in Deutschland gesuchte KZ-Arzt?» Worauf die Frau, die sich wortreich um die entscheidende Tatsache gewunden hatte, gemäss Protokoll antwortete: «Ja, ich muss dies eingestehen.» Im Frühjahr 1959 sei ein internationaler Steckbrief ihres Mannes erlassen worden, seither sei sie von ihm getrennt. Sie wisse nicht, wo er sich aufhalte. «Wir vermuten, dass die jüdische Gemeinschaft, die hinter Eichmann her war und ihn aufspürte, auch gegen meinen Mann etwas im Schilde führe.»

Eben noch hatte Martha Mengele versichert: «Gründe, dass ich mich nicht in Deutschland aufhalten könnte, habe ich keine.» Jetzt musste sie zugeben: «In Deutschland fühle ich mich nicht wohl, weil ich weiss, dass mein Mann verfolgt wird.» Ihre Verwandtschaft sehe sie nicht gerne in Günzburg. Sie möchte in der Schweiz lediglich einen «einigermaßen ruhigen und gesicherten Aufenthalt» verleben. «Meinem Sohn kann ich es schon am wenigsten zumuten, in Deutschland die Schulen zu besuchen, da ihm das sehr schaden würde.»

Was Martha Mengele nicht wusste: Schon wenige Tage nachdem sie am 1. März 1961 das Appartement Nr. 21 an der Schwimmbadstrasse 9 in Kloten bezogen hatte, war sie durch die Kantonspolizei observiert worden. Die Beamten hatten sich zu diesem Zweck sogar in einer Wohnung vis-à-vis einquartiert, nämlich im Mehrfamilienhaus an der Schwimmbadstrasse 8. Der Journalist Günther Schwarberg von der *Bild am Sonntag* hatte dem Pikett-Dienstleiter Hermann Pfenniger* am Abend des 4. März 1961 seinen Verdacht gemeldet, der Kriegsverbrecher Josef Mengele könnte sich allenfalls bei seiner Gattin in Kloten aufhalten. Er habe einen entsprechenden Tipp aus der Schweiz erhalten und weile nun im Hotel «Sternen Oerlikon» zwecks eigener Nachforschungen. Soeben wollte er aus etwa 150 Meter Entfernung beobachtet haben, dass sich ein Mann in der Wohnung von Martha Mengele aufhalte, auf den die Personenbeschreibung von Josef Mengele «etwa zutreffen könnte».

Am nächsten Tag ersuchte die Schweizer Interpol-Stelle die deutschen Behörden um Zusendung von erkennungsdienstlichem Material; doch gab es dort weder Fingerabdrücke noch Porträtfotos. Am 7. März meldete die Kantonspolizei Zürich der Eidgenössischen Polizeibehörde, dass Martha Mengele in Kloten überwacht werde. Gleichzeitig ersuchte die Kapo beim Bund um die Bewilligung, den gesuchten Straftäter Josef Mengele gegebenenfalls zu verhaften. Auch wenn noch kein offizielles Verhaftungsersuchen aus Deutschland vorlag – um das noch gleichentags gebeten wurde –, wies Bundesbern die Zürcher Polizisten an, diesen bei entsprechender Möglichkeit in provisorische Auslieferungshaft zu

nehmen. An diesem Dienstag erschien Staatsanwalt Joachim Kügler aus Frankfurt mit Originalakten und Identifizierungsmaterial. Dies versetzte die Kantonspolizei in die Lage, eine Überwachung von Martha Mengele auf-

«In Deutschland fühle ich mich nicht wohl, weil ich weiss, dass mein Mann verfolgt wird.»

zubauen und deren Post durch den Nachrichtendienst zu kontrollieren. Am nächsten Tag erklärte sich der deutsche Staatsanwalt «hochbefriedigt über die Art, wie hier zugegriffen» werde.

Zwei verschiedene Schuhe

Eine Befragung der Hausverwaltung in Kloten ergab, dass Martha Mengele bei der Unterzeichnung des Mietvertrags sehr aufgeregt gewesen sei und «sogar zwei verschiedene Schuhe, gelb und schwarz», angezogen habe. Den VW habe ihr der Schwager in Günzburg zur Benutzung überlassen. Die Polizei durchsuchte am 8. März die Wohnung der für vierzehn Tage verreisten Frau Mengele, fand aber abgesehen vom Mietvertrag keine schriftlichen Dokumente.

Am 9. März nervte Journalist Schwarberg die Kapo mit weiteren telefonischen Behauptungen betreffend Josef Mengeles Anwesenheit. Der Kommandant der Kriminalpolizei, Hauptmann Paul Grob, stellte handschriftlich fest, der Deutsche habe in Kloten ziemlich sicher das falsche Objekt im Visier, nämlich Appartement 27 statt 21: «Lassen wir ihn bei dieser Meinung. Wenn er erneut anruft, ist er zu ersuchen, abzureisen, statt dumm im Rest[aurant] Sternen zu plappern. Der Mann macht uns am Schluss noch das Konzept kaputt.» >>>



Mit der späteren Gattin Martha, 1956 in Engelberg.

Geschichte

Obsession des Tötens

Nazi-Arzt Josef Mengele ist der Inbegriff eines Kriegsverbrechers.

Der Günzburger Fabrikantensohn Josef Mengele (1911–1979) studierte nach dem humanistischen Gymnasium Medizin und Anthropologie. Er promovierte zum Dr. phil. in München und zum Dr. med. in Frankfurt und erhielt eine Anstellung als Assistent am Frankfurter Institut für Erbiologie und Rassenhygiene. 1937 wurde Mengele Mitglied der NSDAP und 1938 der SS. Im Russlandfeldzug wirkte er als SS-Truppenarzt. Ende Mai 1943 begann seine zwanzig Monate dauernde Tätigkeit als Lagerarzt im KZ Auschwitz-Birkenau.

Josef Mengele gilt als zweitausendfacher Mörder und zweihunderttausendfacher Beihelfer zum Mord. Kranke fasste er aus Angst vor Ansteckung niemals an. Für eine interne oder chirurgische Behandlung fehlten ihm die fachlichen Voraussetzungen. Dafür selektionierte er die angekommenen Häftlinge an der Rampe – laut Aussagen mehrerer Überlebender war er auffallend gutaussehend, elegant, Opernmelodien pfeifend. Massenweise schickte er hauptsächlich jüdische Häftlinge ins Gas. Persönlich interessierten ihn Übertragungsexperimente bei Noma (Wangenbrand), einer bakteriellen Krankheit bei Unterernährung. Die übrigen Versuche unternahm er in Zusammenarbeit mit dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, wohin sein Frankfurter Lehrer Otmar von Verschuer inzwischen gewechselt hatte. Besonders die «Forschung» an Zwillingen und Kleinwüchsigen hatte es ihm angetan.

Mengele ermordete Kleinkinder durch Einspritzungen in die Augen, weil er andere Färbungen herbeiführen wollte. Er entfernte Augäpfel und schickte sie ebenso nach Berlin wie die Wirbelsäule eines getöteten Vaters mit jener des Sohnes. Mengele hat aus eigenem Antrieb in Auschwitz vielfach brutal gemordet, alltäglich selektionierte, sadistisch gequält, pseudowissenschaftlich experimentiert und untersucht. Kaltblütig nutzte er die ausserordentlichen Umstände einer staatlich sanktionierten Rassenideologie mit allen daraus abgeleiteten Konsequenzen, um seine Karriere voranzutreiben. Sein massloser Zynismus und seine Obsession des Tötens machten ihn zum Inbegriff eines Kriegsverbrechers. 1949 floh Josef Mengele nach Argentinien, 1959 nach Paraguay und 1960 nach Brasilien. (mü)



Massenmörder: SS-Offiziere Baer, Mengele, Höss, 1944 in Auschwitz.

Der 16. März 1961 war der 50. Geburtstag von Auschwitz-Arzt Josef Mengele. Vor allem die Frankfurter Strafermittler hofften, dass es aus diesem Anlass zu einem Familientreffen kommen würde. Doch die Klotener Wohnung blieb unbenutzt. Man prüfte bei fortdauernder Abwesenheit von Martha Mengele die Möglichkeit, eine Abhöreinrichtung einzubauen. Nach ihrer Rückkehr begann die eigentliche Überwachung der Wohnung und der Autofahrten, wobei die Verfolger aus Tarngründen nicht auf sehr kurze Distanz aufschliessen konnten und den Volkswagen zuweilen aus den Augen verloren. Am 25. März, einem Samstag, fuhr Frau Mengele zum Zürcher Hauptbahnhof und erwartete dort ihren Sohn Karl-Heinz.

Am nächsten Montag schien Martha Mengele etwas gemerkt zu haben, denn sie liess ihren Sohn beim Central in Zürich aussteigen, fuhr weiter, parkierte für einen Sicherheitshalt auf einem Privatparkplatz und wartete drei Minuten, ohne auszusteigen. Auch im kommenden Monat wurde die Zielperson intensiv weiter beobachtet: Am 18. April notierte Wachtmeister Karl Grolimund*, das Verhalten von Frau Mengele habe «eindeutig gezeigt, dass sie die Überwachung beobachtet hat oder hierüber Bescheid weiss». Ganz anders sah es am nächsten Tag der Gefreite Fritz Leibundgut*, der «in keinem Moment den Eindruck» hatte, dass Frau Mengele «auch nur im Entferntesten sich überwacht fühle».

Irgendwann wussten die Polizeibeamten: Josef Mengele würde sich in Kloten nicht blicken lassen. Wohl nie im Leben hätte er ein Jahr nach der Entführung Adolf Eichmanns, der die Verkehrslogistik des Völkermords an den Juden gesteuert hatte, durch den israelischen Geheimdienst eine Reise nach Europa gewagt. Zudem ermittelten die Frankfurter Staatsanwälte seit längerem für die grossen Auschwitz-Pro-

zesse, die Ende 1963 begannen. Dass er sich fortan dauernd in Südamerika verborgen hielt, belegt – wie man heute weiss – auch Mengeles Tagebuch. Obwohl er eine falsche Wohnung beobachtet hatte, behauptete *Bild*-Journalist Günther Schwarberg noch 1999 in der *Sonntagszeitung*: «Ich habe einen Mann gesehen, auf den das Signalement von Josef Mengele zutraf. Ob es wirklich Mengele war, weiss ich nicht. Doch die Wahrscheinlichkeit ist 90 Prozent.»

Am 27. Mai 1961 lehnte die Zürcher Polizeidirektion Martha Mengeles Aufenthaltsgesuch ab. Diese rekurrierte an den Regierungsrat, doch die Kantonsregierung wies am 20. Juli – am Jahrestag des Hitler-Attentats – den Rekurs definitiv ab. Laut Begründung ergebe es sich, «dass die Rekurrentin sich mit ihrem Ehemann und seiner Gesinnung offen solidarisch erklärt». Diesem Bekenntnis lägen «An-

Am 27. Mai 1961 lehnte die Zürcher Polizeidirektion Martha Mengeles Aufenthaltsgesuch ab.

schaungen zu Grunde, welche der öffentlichen Ordnung der Schweiz widersprechen und von der Öffentlichkeit zu Recht als provozierend empfunden würden».

Skiferien in Engelberg

Die Schweiz wollte in der Nachkriegszeit keine Fluchtburg für kriminelle Nazis oder deren Sympathisanten sein. Dies zeigt auch der Fall von Hans Globke, zehn Jahre lang hochgeschätzter Chef des Bundeskanzleramtes unter Konrad Adenauer. 1963 verweigerte der Bundesrat dem Mitverfasser der Nürnberger Rassengesetze die von ihm gewünschte Niederlassung nach der Pensionierung und verhängte über Globke sogar ein Einreiseverbot. Der

Multimillionär Pieter Menten – 1941 in Polen beteiligt an der Erschiessung Hunderter von Juden – suchte 1976 Zuflucht in der Schweiz, wurde aber verhaftet und an die Niederlande zur Aburteilung ausgeliefert.

Wenn Josef Mengele, der Grossverbrecher und vormalige Arzt von Hitlers fanatischer Elitetruppe SS, im März 1956 in Engelberg zehn Tage Skiferien machte, kann dies schwerlich den Schweizer Behörden angelastet werden. Von diesem Besuch finden sich keinerlei Spuren in eidgenössischen Aktenbeständen, weil Mengele unter dem Namen Helmut Gregor einreiste. Er war von Argentinien über New York geflogen und landete auf dem Flughafen Genf. Dort empfing ihn Hans Sedlmeier, Prokurist der Mengele-Werke in Günzburg. Dieser Jugendfreund hatte den Flüchtigen verschiedentlich in Südamerika besucht und ihn mit Geld und Ratschlägen versorgt. Im Obwaldner Wintersportort erwartete diesen «Helmut Gregor» neben der Schwägerin und künftigen Ehefrau Martha deren Sohn Karl-Heinz sowie sein etwa gleich alter leiblicher Sohn Rolf. Diesem wurde Mengele als «Onkel Fritz» vorgestellt.

Josef Mengele erwies sich als guter Skifahrer, kümmerte sich fürsorglich um die beiden Jungen und erzählte spannende Heldengeschichten aus dem Zweiten Weltkrieg und dem fernen Südamerika, wie sich später sein Sohn Rolf erinnerte. Dass sich im exklusiven Urlaub im Hotel «Engel» in Engelberg die Bekanntschaft mit der bildhübschen verwitweten Schwägerin Martha vertiefte, war ganz im Interesse der Firma Mengele. Denn Martha war mit ihrem Sohn erbberechtigt, und da schien eine Liaison mit einem 1948 offiziell enterbten Mitglied der Familie Mengele zweckmässiger, als wenn ein familienfremder zweiter Ehegatte Ansprüche gestellt und womöglich dreingeredet hätte.

In seiner in den 1970er Jahren geschriebenen Selbstbiografie zählte Josef Mengele zu den glücklichsten Momenten seines Lebens das «erste Wiedersehen mit den Meinen nach so vielen Jahren damals in Z[ürich]». Tatsächlich war Mengele als Helmut Gregor schon irgendwann in den frühen fünfziger Jahren aus seinem Versteck in Buenos Aires nach Zürich geflogen, wo er einige Familienmitglieder gesehen haben dürfte. Der Anlass seiner Rückreise aus dem argentinischen Untergrund war für ihn aber weniger erfreulich: Seine erste Ehefrau Irmgard wollte nämlich die Scheidung, um ihren neuen Partner zu heiraten. Sie hatte sich dem international gesuchten Kriegsverbrecher längst entfremdet und ihm schon kurz nach Kriegsende geraten, nach Südamerika zu fliehen.

Flucht dank Rotem Kreuz

Wenn der Nachkriegsschweiz im Umgang mit Josef Mengele ein konkreter Vorwurf gemacht werden kann, ist es wegen der grob fahrlässigen Ausweiserteilung durch das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) in Genf. Nachdem sich der Kriegsverbrecher drei Jahre lang auf einem Bauernhof in Oberbayern versteckt hatte, gelangte er dank zahlreicher Helfer auf der berühmten Nazi-«Rattenlinie» nach Genua. Beim Genueser IKRK-Regionalbüro im Schweizer Konsulat liess er sich am 25. Mai 1949 unter Vorlage eines gefälschten Identitätspapiers einen Rotkreuz-Ausweis auf den Namen Helmut Gregor ausstellen.

Das IKRK hat in der Nachkriegszeit fast eine halbe Million solcher Reiseausweise für Auswanderungswillige ausgestellt. So sind unter dem Schutz des Roten Kreuzes auch zahlreiche Kriegsverbrecher entkommen, neben Mengele etwa der Gestapo-Chef von Lyon, Klaus Barbie.

Nach Mengeles eigenen Aufzeichnungen habe eine Schweizer Dame «mit gutmütigen Augen» seine Ausreden «mit allen fadenscheinigen Begründungen» entgegengenommen. Ein Ausreisevisum war mit etwas Bestechungsgeld leicht zu beschaffen. Doch ein italienischer Fremdenpolizist liess sich nicht durch den dargebotenen Geldschein korrumpieren und wurde misstrauisch, da der angebliche Südtiroler kein Italienisch verstand. Er warf Mengele kurzerhand für vier Tage in eine Gemeinschaftszelle, bis ihn ein «Kamerad» des Netzwerks daraus befreite. Nach einer Nacht in einem Schweizer Hotel in Genua (laut Mengele «nicht ganz billig») legte das Frachtschiff «North King» in Richtung Argentinien ab.

Internationale der Rassisten

Josef Mengele hat seine wissenschaftlichen und weltanschaulichen Überzeugungen nicht als Aussenseiter entwickelt. Seine «rassenhygienischen» Auffassungen, die ihn schliesslich in die Vernichtungsmaschinerie von Auschwitz führten, entsprachen vielmehr dem Mainstream der damaligen *scientific community*. Das Fach Rassenhygiene wurde in den zwanziger und dreissiger Jahren zu einer Art Leitwissenschaft – und zwar weit über ideologische Differenzen und Staatsgrenzen hinweg. Es regierte gewissermassen eine «Internationale der Rassisten», an der sich durchaus auch die Schweiz beteiligte.

Der Kanton Waadt hatte unter dem Einfluss des sozialistischen Eugenikers Auguste Forel schon 1928 ein Gesetz zur Sterilisation von Behinderten und Geisteskranken erlassen. Der aus dem Tessin stammende Leonardo Conti

wirkte als Reichsgesundheitsführer, seine Mutter als Reichshebamme. Der St. Galler Psychiater Ernst Rüdin nahm 1933 massgebenden Anteil am nationalsozialistischen «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses» und war Mitverfasser des amtlichen Kommentars. Als Präsident der International Federation of Eugenic Organizations leitete Rüdin 1934 einen vielbesuchten Kongress im Hotel «Waldhaus Dolder» in Zürich und stellte der nationalsozialistischen Rassenpolitik inklusive Zwangssterilisationen gewissermassen einen internationalen Freibrief aus.

Als in Zürich 1935 die Professur für Hygiene neu besetzt werden musste, forderte die Kommission eine «Erhaltung und Steigerung des Gesunden im Verhältnis zur Erhaltung des nicht mehr Entwicklungsfähigen, des Gezeichneten, des Untergehenden». Man stellte sich ernsthaft die Frage, ob beim

künftigen Lehrstuhl nicht die Rassenhygiene im Zentrum stehen sollte. Ein Zürcher Kommissionsmitglied teilte nach dem Treffen mit einem Bewerber seiner Medizinischen Fakultät mit: «Aussehen nicht sicher arisch».

Josef Mengele starb im Februar 1979 nach einer Herzattacke beim Schwimmen im brasilianischen Bertioga. Sein Tod wurde erst 1985 öffentlich bekannt und nach der Exhumierung seiner Leiche gerichtsmedizinisch-genetisch bestätigt. Auf Mengeles Festnahme war zuletzt eine Belohnung von 10 Millionen D-Mark ausgesetzt. Kurz vor seinem Tod hatte das IKRK in Genf, das dem KZ-Arzt 1949 zur Flucht nach Argentinien verholfen hatte, das zum Rotkreuz-Pass von Mengele alias Helmut Gregor zugehörige Formular mit Passbild und Fingerabdruck gefunden.

Mengeles Sohn Rolf lebt als pensionierter Rechtsanwalt unter anderem Namen in Süddeutschland. Professor Otmar von Verschuer, den Mengele aus Auschwitz mit den Organen ermordeter Menschen versorgt hatte, amtierte nach dem Krieg als hochangesehener Institutsdirektor an der Universität Münster und als Präsident der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie. Das legendäre Hotel «Engel» in Engelberg wurde 2002 vollständig niedergerissen und überbaut. Das Mehrfamilienhaus an der Schwimmbadstrasse 9 in Kloten, das Martha Mengele 1961 bewohnt hat, steht dagegen noch unverändert. Mengeles Tagebücher und Journale wurden 2011 in den USA versteigert und für 245 000 Dollar an einen Unbekannten verkauft. Die Firma Mengele Agrartechnik in Günzburg verabschiedete sich 2016 endgültig vom schwerbelasteten Namen. Ohne die Hilfe seiner Familie hätte sich der Massenmörder keinesfalls 34 Jahre lang der Justiz entziehen können.



Martha Mengele.



Unter Beobachtung: Mehrfamilienhaus in Kloten, wo Martha Mengele 1961 wohnte.

* Name geändert.



Velodieb mit Ohrfeigengesicht: Rock-Messias Gallagher.



Ikone der Woche

Einer von uns

Von Dominik Imseng

Als Hegel 1806 Napoleon in Jena einreiten sah, war er überzeugt, dem «Weltgeist zu Pferde» zu begegnen. Der Endzweck der Geschichte habe sich erfüllt. Der kaiserliche Revolutionär würde der Menschheit die Freiheit bringen.

190 Jahre später gab es einen weiteren Mann, der die Geschichte zu beenden schien. Es war zwar nur die Geschichte des Rock'n'Roll. Dafür kam der neue Erlöser auch nicht auf einem schnöden Pferd geritten. Er entstieg stattdessen einem Helikopter, um in einem Park im englischen Kaff Knebworth vor 125 000 Menschen aufzutreten. 125 000 Menschen, die davon überzeugt waren, dass niemand je wieder so cool, so wahnsinnig, kurz: so Rock'n'Roll sein würde wie Liam Gallagher, der Frontmann der britischen Band Oasis. Einen Tag später jubelten Gallagher erneut 125 000 Menschen zu, denn Oasis traten gleich zweimal in Knebworth auf.

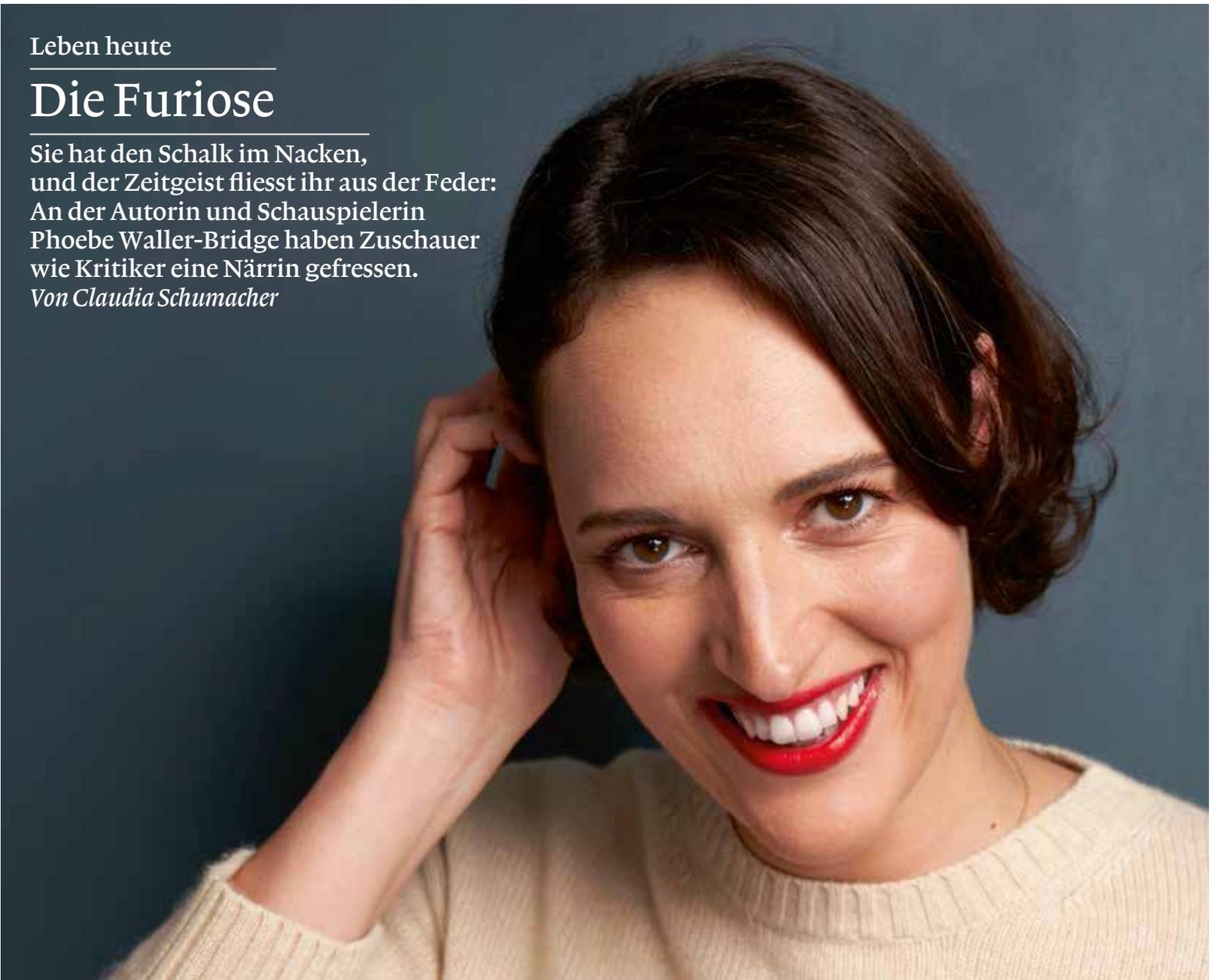
Nur wenige Bands hatten je vor solchen Massen gespielt. Nur wenige Bands machten aber auch je einen so grossen Fehler: Statt sich nach den triumphalen Konzerten aufzulösen und unsterblich zu werden, spielten Oasis eine Platte mit zu Tode produziertem Pomp-Rock ein, deren zwölf Songs so überlang waren wie die Kokainlinien, die die fünf Musiker schnupften. Tatsächlich machte das Album «Be Here Now» klar, dass Oasis genau dies nicht mehr waren: Sie vertonten nicht mehr das Hier und Jetzt. Sie lieferten nicht mehr den Soundtrack zu einem Lebensgefühl. Vor allem aber offenbarte sich: Liam Gallagher war nicht der Rock-Messias, für den ihn die euphorischen Massen in Knebworth gehalten hatten. Nein, Liam Gallagher war nur ein junger Mann mit einem Ohrfeigengesicht, der sein Geld mit dem Stehlen von Fahrrädern verdient hatte, bevor ihn sein grosser Bruder Noel – der musikalische Kopf von Oasis – reich und berühmt machte, indem er das Melodiöse der Beatles mit den krachenden Gitarrenriffs der britischen Glam-Rocker Slade verband.

23 Jahre später ist Liam Gallagher noch immer unterwegs – vier Kinder von vier Frauen, das kostet. Seine neuste Veröffentlichung heisst «Why Me? Why Not.» Tatsächlich ist die Platte so uninspiriert, dass das sogar der Egomane Gallagher gemerkt haben muss. Und dafür sorgte, dass man seine Stimme nicht wiedererkennt, wenn er so mediokre Songs wie «Shockwave» oder «One of Us» singt. Immerhin sind die Titel seiner Lieder ehrlich: 1996 löste Gallagher auf der Bühne eine Schockwelle aus. Mittlerweile ist er nur noch einer von uns.

Liam Gallagher tritt am 20. Februar um 20 Uhr in der Halle 622 in Zürich auf.

Die Furiose

Sie hat den Schalk im Nacken, und der Zeitgeist fließt ihr aus der Feder: An der Autorin und Schauspielerin Phoebe Waller-Bridge haben Zuschauer wie Kritiker eine Närrin gefressen.
Von Claudia Schumacher



Wieder eine *Pointe*, die sitzt: Ausnahmetalent Waller-Bridge.

Frauen können heute offen über ihre Begierden sprechen, ohne auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu werden, was nett ist», sagte Phoebe Waller-Bridge, als sie eine Folge der amerikanischen Comedy-Show «Saturday Night Live» (SNL) moderierte. Mit der Gelassenheit eines Klassenclowns stand die langgliedrige Britin wieder mal vor einem Millionenpublikum und wirkte, als würde sie ihren minutenlangen Eröffnungsmonolog frei daherimprovisieren. Kaum ein Satz ohne schmissige *Pointe*, scheinbar aus dem Nichts gezauert – Lachen unvermeidlich.

Wer wissen möchte, wie der urbane Zeitgeist gerade tickt, wie er redet und denkt, der googelt am besten Phoebe Waller-Bridge. Mit ihrer Mischung aus schnodderiger Spontaneität, scharfem Witz, Plauderintellekt und Seelenschwärze spricht sie den Grossstädtern aus dem Herzen. Obendrein sieht die Frau aus wie eine von Shakespeare besungene Schönheit – wobei: vielleicht etwas frecher.

Die 34-Jährige ist Schauspielerin, Dramatikerin und Drehbuchautorin. Ihr Theaterstück «Flea-bag» – eine One-Woman-Show, geschrieben und gespielt von ihr selbst – war Abend für Abend ausverkauft. Daraus entstand die gleichnamige Amazon-Serie, für die das Ausnahmetalent im letzten Jahr sechs Emmys gewann, unter anderem für die beste Comedy-Serie, die beste Hauptdarstellerin (Waller-Bridge) und

Alles ist widersprüchlich, nichts, wie es scheint – Kontraste schaffen Dramaturgie.

die beste Drehbuchautorin (Waller-Bridge). Auch ihr Nachfolgewerk «Killing Eve» (seit 2018), in der eine fatalistische Agentin eine engelsgesichtige Killerin jagt, wurde schnell zur Kultserie. Die von Waller-Bridge erdachten Frauenfiguren treffen einen Nerv. Auf Wunsch von Daniel Craig überarbeitete sie zuletzt sogar

das Drehbuch des nächsten Bond-Films. Momentan kommt man im Showbiz offenbar schwer an ihr vorbei.

Weibliche Wut

So viel Erfolg. Und doch stand am Anfang das Gegenteil: Waller-Bridge beschreibt ihre ersten Berufsjahre als chaotisch und geprägt von beruflichen Absagen. Sie wurde an der Royal Academy of Dramatic Art, der traditionsreichen Londoner Schauspielschule, ausgebildet, bekam anschliessend aber keine Rollenangebote. Sie ist ein Mädchen aus gehobenen Verhältnissen, ein *posh girl*: Ihr Grossvater mütterlicherseits war Sir John Edward Longueville Clerke, der zwölfte Baron von Hitcham, und väterlicherseits stammt sie von Sir Egerton Leigh ab – ein illustrier Stammbaum. Vornehm sieht Waller-Bridge auch aus mit ihrem klassischen Gesichtsschnitt und der eleganten Kleiderwahl – womit sie eigentlich prädestiniert ist für die tragischen Heldinnenrollen. «Ich bewundere

Schauspielerinnen, die Emotionen ohne Ironie spielen können», erzählte Waller-Bridge einmal als Gast im Podcast «How to Fail». Ihre Stärke sei das aber nicht. Als sie für eine Rolle in der Adelsserie «Downton Abbey» vorsprach, sagte der Regisseur, er habe keine Ahnung gehabt, dass die Rolle komisch sei. «Ich wollte sie ernst spielen, aber es kam lustig rüber», so Waller-Bridge. Sie bekam die Rolle nicht, wieder einmal. Es sei ihre Wut gewesen, diese «good old female rage», die sie schliesslich dazu brachte, eigene Rollen zu schreiben.

Eine Frau, die gängige Rollen nicht so gut ausfüllt: Das ist auch Fleabag, die Protagonistin des gleichnamigen Stücks. Auf Deutsch bedeutet «fleabag» so viel wie «verwahrloster Streuner». So wird die Protagonistin ohne weitere Erklärungen genannt, einen anderen Namen hat sie nicht. Eine junge, sexbesessene Frau, die schnell denkt und schnell spricht, hüpfert durch Londons Betten, leidet unter einer existenzialistischen Leere sowie dem Tod ihrer besten Freundin und ihrer Mutter. Sie führt ein Café, das nicht läuft, hasst ihre perfekte und anorektische Schwester. Ihre Interaktionen mit den meisten Menschen sind sarkastisch, und sie macht sich so viele Gedanken über alles und jeden, dass sie ständig die dritte Wand durchbricht und den Zuschauer mit brüllend komischen Kommentaren zum Geschehen beglückt. Selbst dann, wenn sie gerade mit einem Typen schläft.

Immer unberechenbar

Das alles ist überhaupt nicht ladylike – und funktioniert vielleicht auch deshalb so gut, weil Fleabag aussieht wie eine Lady. Alles ist widersprüchlich, nichts, wie es scheint – Kontraste schaffen Dramaturgie, und Spannung erzeugt Waller-Bridge meisterinnenhaft. Das gelingt ihr als Autorin einerseits auf der Handlungsebene mit vielen unvorhersehbaren Wendungen. Angeblich ist es im echten Leben eine Macke von Waller-Bridge, ihrer besten Freundin im Kino haarklein darzulegen, was

wohl als Nächstes passiert. Ihr selbst ist es wichtig, dass dies bei ihren eigenen Geschichten nicht möglich ist. Also feilt sie obsessiv an ihnen, bis ihre Figuren und deren Taten unberechenbar werden.

Die knisternde Spannung erzeugt Waller-Bridge aber vor allem durch psychologische Klarsicht und die Bereitschaft, ihre Protagonistinnen in unschickliche Situationen zu bringen. Sie stattet sie mit einer gewissen «Perversion» aus, wie sie es selbst nennt. Die wohl meistzitierte Szene in «Fleabag» ist die, in der die Titelheldin neben ihrem Freund im Bett eine Rede von Barack Obama anschaut und dazu masturbiert. Als ihr Freund entsetzt reagiert, streitet sie das Offensichtliche ab – was erneut sehr komisch ist.

«Die Leute nehmen oft an, dass ich selber so bin wie die Figur Fleabag», sagte Waller-Bridge in ihrem Monolog für die Comedy-Show SNL. Nur weil sie das Stück und die Serie

Selten war eine Mörderin so fesselnd wie Villanelle in «Killing Eve».

geschrieben habe, glaubten alle, sie sei «sexuell verdorben, schandmäulig und gefährlich». Sie wirkt genervt. «Ich muss dann immer sagen: ...», fährt sie fort – bricht dann aber ab. Plötzlich grinst sie und sagt: «Ja! Das ist absolut richtig.» Wieder eine Pointe, die sitzt. Tatsächlich beinhalte alles, was sie schreibe, einen Funken Wahrheit. Sie habe Fleabag zwar nicht geschrieben, weil sie sexsüchtig sei – «aber ich habe «Killing Eve» geschrieben, weil ich eine Psychopathin bin».

«Unleugbares Genie»

Man will es ihr fast glauben: Selten war eine Mörderin so fesselnd und zum Niederknien wie Villanelle in «Killing Eve». Eine fast kindlich wirkende Blondine Anfang zwanzig mit ausgeprägtem Sinn für Mode, hoher Intelli-

genz und kreativer Freude am Töten, die sich in die Agentin verliebt, von der sie gejagt wird. Die mordende Kindfrau ist so brutal, dass es einen als Zuschauer verwirrt. Warum findet man sie lustig – und, ja, sogar liebenswert? Wer nach Waller-Bridges Serien Therapiebedarf hat, findet auf Youtube erklärende Fan-Videos à la: «Difficult Women: Why We Love «Killing Eve»'s Psychopath». Ansonsten lässt sich vielleicht sagen, dass Kunst verstören muss, sonst ist es reine Unterhaltung. Der *Guardian* hat Waller-Bridge bereits «unleugbares Genie» attestiert.

Als sie noch eine beruflich erfolglose Frau Anfang zwanzig war, trat die Veränderung in Form einer Begegnung ein: Sie traf Vicky Jones, die Regie führte bei einem Stück, in dem der damalige Freund von Waller-Bridge mitspielte. Sie ging also abends in einer Bar auf Jones zu und sagte, sie sei eine Schauspielerin auf der Suche nach Rollen. Ob sie nicht vielleicht eine für sie hätte? Nun gibt es verzweifelte Schauspielerinnen wie Sand am Meer. Trotzdem wandte sich die Regisseurin nicht gähnend ab. Waller-Bridge erinnert sich lachend an diese erste Begegnung mit Jones: «Sie sagte: «Wow, wie spannend! Du willst Schauspielerin werden!» – offenbar hatte Waller-Bridge eine solche Begeisterung nicht mehr erwartet im zynischen Theaterkosmos. Es machte sofort klick zwischen den beiden. Heute bezeichnen sie sich gegenseitig als «beste Freundin» und «Muse».

In der Folge schrieb Waller-Bridge «Fleabag», und die beiden entwickelten ein Theaterstück daraus, das massgeblich aus einem Stuhl und Waller-Bridge auf der Bühne bestand. Das gewagte Stück voller unerhörter Gags und unkonventioneller Gedanken sollte 2013 Premiere feiern auf dem Edinburgh Festival Fringe, einem grossen Kulturfestival. «Ich dachte: Wenn das scheitert, heisst das im Grunde, wir sind alleine», erinnert sich Waller-Bridge. Aber es kam anders. Manchmal ist auch das echte Leben für eine unberechenbare Wendung gut.



Zum Niederknien: Netflix-Serie «Killing Eve».



Unberechenbare Wendung: One-Woman-Show «Fleabag».

Das schwule Genie

Sie verstellten, verleugneten, versteckten sich: Zu allen Zeiten und fast in allen Kulturen wurden Homosexuelle verfolgt. Dennoch gelangen ihnen Höchstleistungen. Ohne Aristoteles, Michelangelo, Tschairowsky und Thomas Mann wäre die Welt ärmer. *Von Wolfgang Koydl*

Das älteste, historisch verbürgte schwule Paar der Geschichte erfüllte ziemlich genau das gängige Klischee, das viele nach wie vor von angeblich verweiblichten Homosexuellen hegen: Nianchnum und Chnumhotep waren die «Aufseher der königlichen Maniküre» und damit für das gepflegte Aussehen von Pharao Niuserre zuständig, der Ägypten vor 4500 Jahren regierte. Dass die beiden Hofbeamten eine gleichgeschlechtliche Beziehung hatten, erfuhr man, als ihr Grab entdeckt wurde: Sie waren gemeinsam bestattet worden – obwohl sie Ehefrauen und Kinder hatten. Mehrere Abbildungen in der Grabkammer zeigen die beiden in enger Umarmung, wie sie die Nasen aneinander reiben – ein intimer Liebesbeweis im alten Ägypten.

Jahrtausendaltes Versteckspiel

Offen und zu Lebzeiten konnten die beiden ihre Liebe freilich nicht zeigen. Selbst Pharaonen durften zwar mit ihren Schwestern Verkehr haben, aber nicht mit einem Mann. Dies galt, obwohl sogar der ägyptische Götterhimmel eine hochgestellte homoerotische Beziehung kannte: Der Gott Seth verführte seinen Neffen Horus und hatte Sex mit ihm: «Wie wunderschön sind deine Pobacken», schwärmte Seth, «wie lebenskräftig.»

Über Jahrtausende hat sich an diesem Versteckspiel nichts verändert: Schwule, und zu einem geringeren Grad Lesben, mussten sich verstecken, verbiegen oder verleugnen, um zu überleben. Denn Religionen und Regierungen ahndeten homosexuelle Beziehungen häufig mit grausamen Strafen, bis hin zum Tod. Noch 1952 wurde Alan Turing, das Genie, das im Zweiten Weltkrieg den deutschen Enigma-Code knackte – Historiker gehen davon aus, dass er damit den Zweiten Weltkrieg deutlich verkürzte – und als Vater des Computers gilt, nach britischem Recht wegen «Unanständigkeit» zu einer Hormontherapie verurteilt, die ihn impotent machte. Zwei Jahre später tötete er sich. Weitere 59 Jahre mussten vergehen, bis ihn die britische Regierung rehabilitierte.

Das Ausnahmetalent Turing ist ein Beispiel dafür, welche Leistungen Schwule und Lesben zu allen Zeiten für die Welt erbracht haben – oft angefeindet, verspottet und unter schwierigen Lebensbedingungen. Ob als Maler, Musiker, Schriftsteller oder Wissenschaftler – unsere Gesellschaften wären ärmer ohne ihre Beiträge.

Es gäbe kein «Schwanensee»-Ballett, keine «West Side Story» und kein «Candle in the

Wind»; kein «Moby Dick», keine «Madame Bovary» und keine «Buddenbrooks»; keine «Mona Lisa», keine «Sonnenblumen» und keine «Marilyn»-Siebdrucke – die Liste ist schier endlos und liesse sich beliebig fortsetzen. Pjotr Tschairowsky, Leonard Bernstein, Elton John, Hermann Melville, Gustave Flaubert, Thomas Mann, Leonardo da Vinci, Vincent van Gogh, Andy Warhol – sie sind nur eine kleine Auswahl von herausragenden Künstlern, die ihre Zeit prägten und deren Werke uns noch heute beeindrucken.

Das schwule Sextett

Vielen gelang es, die Mimikry ihr Leben lang aufrechtzuerhalten, wie etwa Jules Verne, dem Ökonomen John Maynard Keynes – der gleichwohl den homosexuellen Philosophen Ludwig Wittgenstein mit in die Flitterwochen nahm –, dem «Peter Pan»-Autor J. M. Barrie, der Präsidentengattin Eleanor Roosevelt oder der Schriftstellerin Selma Lagerlöf. Andere verspotteten ihre Verfolger. Michelangelo versteckte in einer Ecke seines Deckengemäldes in der Sixtinischen Kapelle drei nackte Männerpaare beim Liebesspiel. Einer trägt seine Gesichtszüge. Das schwule Sextett ist seitdem bei jedem Konklave stummer Zeuge der Papstwahlen gewesen.

Manche wehrten sich juristisch gegen die Behauptung, schwul zu sein, wie der Pianist Liberace. Einige wurden Opfer schwulenfeindlicher Verbrecher wie der Regisseur Pier Paolo Pasolini. Wieder andere outeten sich und wurden zu Ikonen der Schwulen- und Lesbenbewegung wie André Gide, der Regisseur Rainer Maria Fassbinder oder die Tennisspielerin Martina Navratilova. Oscar Wilde wurde so legendär, dass der Held in E.M. Forsters Roman «Maurice» seine Homosexualität in einem Satz bekennen kann: «Ich bin eine Unsäglichkeit nach der Art von Oscar Wilde.»

Dominante rechte Gehirnhälfte

Vom amerikanischen Autor Kurt Vonnegut stammt der Ratschlag an die junge Generation: «Wenn du deinen Eltern wirklich weh tun willst, aber nicht die Nerven hast, schwul zu sein, dann kannst du wenigstens etwas mit Kunst machen.» Vonnegut brachte damit auf den Punkt, was offensichtlich zu sein schien: Homosexuelle zeichneten sich überwiegend in künstlerischen, kreativen Tätigkeiten aus, wobei sie in manchen Branchen wie der Mode sogar dominierten – von Armani über Lagerfeld und Saint Laurent bis Versace.

Diese Wahrnehmung mag zwar nicht immer und überall zutreffen, dennoch ist sie in weiten Teilen der Öffentlichkeit weiterhin verbreitet: Ein schwuler Stylist überrascht keinen, aber ein schwuler Boxer? Einer Eishockeyspielerin traut man eher eine lesbische Beziehung zu als einem jungen Hollywood-Starlet.

So festgefügt ist dieses Vorurteil, dass ihm mitunter Heteros zum Opfer fielen: In den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts verweigerte etwa die US Army dem Maler Robert Motherwell – Ehemann, Vater und nachweislich nicht homosexuell – den Dienst mit der Waffe, weil sie ihn für schwul hielt. Der vermeintliche Beweis: Er war Künstler und wohnte in New Yorks Künstlerviertel Greenwich Village.

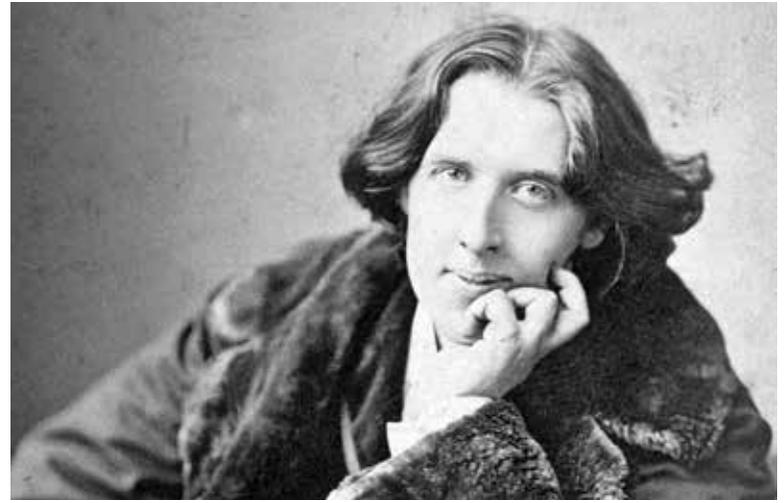
Tatsächlich belegen jedoch nicht nur anekdotenhafte Beobachtungen die Vorliebe gleichgeschlechtlicher Personen für die Künste, sondern auch gesicherte wissenschaftliche Erkenntnisse. Schon vor zehn Jahren hatte das angesehene Stockholmer Karolinska-Institut festgestellt, dass jene «Schlüsselstrukturen des Gehirns, die Emotionen, Stimmungen, Angst und Aggression steuern, bei schwulen Personen denen von heterosexuellen Personen des anderen Geschlechts ähneln».

Andere Forschungen haben ergeben, dass bei schwulen Männern und Heterofrauen die rechte Gehirnhälfte dominiert, bei lesbischen Frauen und Heteromännern hingegen die linke. Diese Hirnhemisphäre löst Probleme, indem sie sie dekonstruiert und in einzelne Bestandteile auflöst. Die rechte, weibliche Hälfte hingegen sieht Probleme in ihrer Gesamtheit mitsamt vielfältigen Verknüpfungen. Der amerikanische Pastor und Entertainer Mark Gungor lag offenbar gar nicht so falsch mit seinem Sketch, in dem er das männliche Gehirn mit einer Ansammlung säuberlich voneinander getrennter Schachteln, das weibliche mit einem elektrisch geladenen Knäuel Stahlwolle verglich.

Eine andere Begründung für die Vorliebe homosexueller Männer für die Kunst hat der amerikanische Biopsychologe Nigel Barber. Nach seiner Überzeugung neigen androgyne Menschen, die Elemente beider Geschlechter in sich vereinen, eher dazu, ausserhalb üblicher Schemata zu denken. Sehe man eine beliebige Situation von einer unüblichen Perspektive aus, so Barber, ergäben sich viele ebenfalls ungewöhnliche gedankliche Assoziationen. Dies aber sei eine Voraussetzung für künstlerische Produktivität und Vielfalt. Wenn jemand



Nackte Männerpaare in der Sixtinischen Kapelle: Michelangelo (1475–1564).



«*Ich bin eine Unsäglichkeit*»: Oscar Wilde (1864–1900).



Vielfältige Verknüpfungen: Andy Warhol (1928–1987).



Kreative Neigungen: Elton John (r.) mit Gatte David Furnish.

hingegen konventionell denke, so sei auch dessen Vorstellungskraft vorhersahbar und eingeschränkt.

Kuriose Blüten

Vermutlich aber gab es noch einen viel banaleren Grund für die Hinwendung zur Kunst: Offen bekennenden Homosexuellen standen in der Vergangenheit kaum bürgerliche Karrieren offen. Malerei, Film, Schauspielerei, Literatur oder Mode boten einen Ausweg. Kuriose Blüten trieb dies an den amerikanischen Eliteuniversitäten Harvard und Yale, wo man bis nach dem Krieg den Begriff «homosexuell» überhaupt mied und stattdessen sagte: «Er ist ein Künstler.» Und Künstlern sah man eine ganze Menge nach.

Heute stehen Schwulen und Lesben alle Laufbahnen offen, ohne dass sie sich verstecken müssen. Verhältnismässig neu ist, dass sich Politikerinnen und Politiker als homosexuell outen. Wurde der ehemalige simbabwische Präsident Canaan Banana noch 1998 wegen «Sodomie und widernatürlicher Akte» zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, so war die isländische Ministerpräsidentin Jóhanna Sigurðardóttir 2009 die erste führende Politikerin, die sich offen zu ihrer sexuellen Präferenz bekannte.

Kurz darauf folgte ihr der belgische Premierminister Elio Di Rupo.

Heute werden drei europäische Länder von homosexuellen Politikern regiert: Xavier Bettel in Luxemburg, Leo Varadkar in Irland und Ana Brnabic in Serbien. In den USA greift der Demokrat Pete Buttigieg nach dem höchsten, dem Präsidentenamt. Die Bundesrepublik Deutschland hatte mit Ole von Beust und Klaus Wowereit zwei schwule Bürgermeister der Millionenstädte Hamburg und Berlin sowie mit dem früheren FDP-Chef und Aussenminister Guido Westerwelle und dem derzeitigen Gesundheitsminister Jens Spahn zwei homosexuelle Kabinettsmitglieder.

Auch in der Schweiz runzelt kaum jemand die Stirn über schwule Politiker – seien es Zürichs lesbische Stadtpräsidentin Corine Mauch oder mehrere schwule Nationalräte. Am Schweizer Beispiel kann man auch ein anderes Phänomen illustrieren: Früher fanden sich schwule Politiker fast ausschliesslich in linken oder grünen Parteien, die für mehr gesellschaftliche Offenheit plädierten. Heute engagieren sie sich in allen politischen Organisationen – von bürgerlich bis rechts der Mitte. Hans-Ueli Vogt und Thomas Fuchs gehören der SVP an, Hans-Peter Portmann der FDP. In der Bundes-

republik führt die lesbische Alice Weidel die Fraktion der Alternative für Deutschland im Bundestag, und gleich hinter dem Reichstag, auf der anderen Seite des Brandenburger Tors, residiert mit Richard Grenell ein bekennender Schwuler und erzkonservativer Republikaner als Botschafter der Vereinigten Staaten.

Reaktionäre Instinkte

Kurz vor Weihnachten letzten Jahres machte Grenell mit einer aufsehenerregenden Rede vor den Vereinten Nationen auf die Lage von Homosexuellen in der Welt aufmerksam. Name für Name zählte er jene 69 Staaten auf, in denen gleichgeschlechtliche Beziehungen nach wie vor verboten und mit teils drakonischen Strafen belegt sind.

Ähnlich reaktionäre Instinkte legen offenbar inzwischen auch einige Linke an den Tag, die immer noch nicht verstanden haben, dass Schwule auch eine andere politische Meinung als sie selbst haben können. So musste sich der Berliner Landesgeschäftsführer des Lesben- und Schwulenverbandes Deutschland von der Frauenbeauftragten des Berliner Bezirks Spandau grob beschimpfen lassen. Seine Sünde: Er hatte sich mit Botschafter Grenell fotografieren lassen.



Die Bibel

Gesetzhärte

Von Peter Ruch

Wer einen Menschen raubt, ob er ihn verkauft hat oder ob er sich noch in seiner Hand befindet, muss getötet werden (Exodus 21,16). Die Todesstrafe war über Jahrtausende ein Bestandteil der Strafrechtssysteme. Fjodor Dostojewski beschreibt, wie er zum Tode verurteilt, auf die Hinrichtungsstätte geführt, mit einem weissen Totenhemd eingekleidet und in letzter Minute vom Zaren begnadigt wurde. Die Abschaffung der Todesstrafe begann mit der Aufklärung und wurde gegen zähe Widerstände, leider auch der Kirchen, durchgesetzt, obwohl Jesus den Weg dahin gewiesen hatte (Joh. 8). Die Todesstrafe ist nahezu immer falsch. Gleichwohl braucht jede Gesellschaft ein Strafsystem mit der Härte des Gesetzes, um die arglose Mehrheit gegen eine aggressive Minderheit zu schützen. Mit der Strafverfolgung und dem -vollzug praktiziert der Staat allerdings das Gleiche wie die Verbrecher: Gewaltanwendung, Freiheitsberaubung, im Extremfall Tötung. Deshalb erfordert die Ausübung des Gewaltmonopols höchste Disziplin und Kontrolle. Sie hat streng nach dem Gesetz zu erfolgen, und die Würde aller Beteiligten ist im biblischen Sinne zu wahren.

Die Verhältnismässigkeit im Strafrecht ist seit einiger Zeit am Rutschen. Das Bezirksgericht Zürich verschonte einen irakischen Straftäter vor dem Landesverweis, weil sein behinderter Sohn im Irak die Schule nicht besuchen kann. Ein Waadtländer Gericht sprach des Hausfriedensbruchs Angeklagte frei, weil sie edle Motive gehabt hätten. In Deutschland wurde die Politikerin Renate Künast öffentlich als «Drecksfotze» und schlimmer beschimpft und muss dies gemäss Gerichtsentscheid hinnehmen. Der moderne Wohlfahrtsstaat laviert zwischen der Barmherzigkeit gegenüber Angeklagten und seinem ureigensten Auftrag – dem Schutz der Menschen im Innern und gegen aussen. Ein Staat kann und darf jedoch nicht barmherzig sein. Die Frage stellt sich sogar, ob ein Rechtsstaat zugleich Sozialstaat sein kann. Zumindest besteht ein Risiko, dass er sowohl die Barmherzigkeit als auch das Recht zugrunde richtet.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.

Fernsehen

Früher ein Makel, heute ein Joker

Heidi Klum sucht auf Pro Sieben zum 15. Mal nach «Germany's Next Topmodel». Die Siegerin steht schon fest.

Von Dominique Feusi

2020 ist das Jahr der Streaming-Kriege; das rare Gut: die begrenzte Aufmerksamkeit des verwöhnten Publikums; die harte Währung: eigener Inhalt. Netflix lässt sich den sogenannten *original content* jährlich rund 15 Milliarden Dollar kosten, Amazon und Apple sollen beide 6 Milliarden raushauen, Disney greift mit geschätzten 2,5 Milliarden Dollar (von 27,8 Milliarden für *original content*) an. Werbung? Schaut keiner mehr, vielleicht ein wenig Product-Placement, verdient wird mit Abos. Oder man finanziert quer und nutzt den *original content* zur Kundenbindung. Tja, in der globalen Fernsehwelt ist nichts, wie es mal war. Nichts? Moment, Heidi Klum sucht auf Pro Sieben noch immer Germany's Next Topmodel.

Mann, ist die lang

Klum, 46, Königin der Selbstvermarktung, mit drittem Mann, Tom Kaulitz, 30, Tokio Hotel, nun «eine viel glücklichere Person» (*People*), sucht Deutschlands Topmodel bereits zum 15. Mal, und auch ihre Sendung scheint endlos, fast zähe drei Stunden. Die zahllosen Werbeblöcke lassen sich erst nach 23 Uhr überspringen,

und man fragt sich: Wie hat man das früher am Stück geschafft? Woher nahm man die Zeit? Das Interesse? Und vor allem: Wer tut sich das bei all den Alternativen – wenn überhaupt – noch zum Sendetermin an?

Junge Menschen senden selbst

Nur 2,02 Millionen Zuschauer (Auftaktfolge 2019: 2,28 Millionen, Tagessieg Primetime: ARDs «Nord bei Nordwest» mit 6,98 Millionen). Das Problem: Das Format «Germany's Next Topmodel» (GNTM) ist ein Kind seiner Zeit – junge Frauen, «Mädchen» genannt, werden von einer Jury auf ihr Aussehen reduziert und in hanebüchenen Foto- und Laufstegwettbewerben gegeneinander ausgespielt, das ist alles so 2006! #MeToo war damals noch weit weg, Tiktok, Snapchat und Instagram nicht erfunden, Youtube gerade ein Jahr alt, Facebook zwei, und selbst da tummelt sich die junge Zielgruppe längst nicht mehr. Fakt ist: Fernsehen ist was für alte Menschen. Junge Menschen senden selbst. Wer will schon Topmodel werden, wenn man Girlboss und Influencer sein kann? «Man muss auffallen!» Klum sagt den Satz



Wer will schon Model werden? Kandidatinnen Julia, Sarah, Mareike, Charlotte (v. l.).

schon in den ersten Minuten, und er fällt immer wieder. Also auch hier: *original content*, denn seit Schönheit käuflich ist – Schlauchbootlippen, kleinere Nase, grössere Brüste, weissere Zähne, Botox, Filler etc. – und immer mehr Frauen wie Klone ausschauen, ist Schönheit allein zu austauschbar. Sie muss schon exorbitant sein. Und da exorbitante Schönheit naturgegeben äusserst selten vorkommt und sie chirurgiegegeben noch immer Frankenstein-Einschlag hat, muss bei Durchschnittschönheit nun auch *personality* her. Nein, nur alte Menschen sagen «Persönlichkeit», und das ist natürlich hübsch verpackter Bullshit. Für *personality* allein zückt niemand die Kamera. Um heutzutage unter all den Sendern aufzufallen, ist ein ausgeprägtes optisches Merkmal von Vorteil. Was früher als Makel galt, kann nun zum Joker werden. Dass es dazu meist eine berührende Leidensgeschichte gibt, ist natürlich *content*-mässig ein Hit.

Diversität und Dollars

Da passt Kandidatin Julia, aufgrund der Autoimmunkrankheit Alopecia haarlos, die sich vor der Jury selbstbewusst die Perücke vom Kopf reisst, perfekt rein.

Ihre Vorkämpferin: Winnie Harlow, «America's Next Top Model»-Finalistin 2014 und Publikumsliebbling, die ihre Hautkrankheit Vitiligo nicht versteckte, sondern die Pigmentstörung zu ihrem Markenzeichen machte. Heute zählt die 25-Jährige zu den Supermodels, ihr Vermögen wird auf 35 Millionen



Alles wie gehabt: Moderatorin Klum.

Dollar geschätzt. Vor Harlow hätte niemand geglaubt, dass wer so aussieht, in einer von Perfektion geprägten Branche derart Kohle scheffeln kann.

Auch bei Kandidatin Mareike, bis zum Hals tätowiert (Kostenpunkt 24 000 Euro): «Man sieht direkt, dass ich sehr besonders bin», weiss man, dieser Look kommt an. Um Rick Genest alias «Zombie Boy», Ganzkörper-tattoo, Sujet: «verwesende Leiche», rissen sich nicht nur Lady Gaga im Video «Born This Way», sondern bis zu seinem Tod (Balkonsturz 2018) auch die High-Fashion- und Beauty-Brands.

Schön, wie normal die Vielfalt der Kandidatinnen geworden scheint: Lucy, Transfrau, Johanna, die sich selbst «die Kurvige» nennt, *women of colour* wie Sarah, Lijana oder Maureen. Das «GNTM»-Casting erinnert an die «Barbie Fashionistas 2020»-Linie, neben «fünf Körpertypen, 22 Hautfarben», zig Frisuren, Haar- und Augenfarben gibt's neu: Barbie ohne Haare, Barbie mit Hautkrankheit, Barbie mit Beinprothese und Barbie im Rollstuhl – plus den langhaarigen Ken. Diversität und Inklusion sind löblich, haben aber weder in der Modewelt noch bei Mattel etwas mit Gutmenschen zu tun: Vor dem Start der *diversity*-Linie 2015 brachen die Umsätze bei der Plastikblondine massiv ein. Im vergangenen Jahr waren über 50 Prozent der verkauften Puppen weltweit *diversity*-Puppen.

Besonders verkauft sich jetzt. Ob ein Format wie «GNTM» besser ist, wenn eine Vielfalt junger Menschen für unnötige Fotos gepiesackt wird, sei dahingestellt. Man wird sehen. Oder auch nicht.

Die Siegerin steht bereits fest, und sie schaut fantastisch aus, alles wie gehabt, auch am Ende der 15. Jubiläumstaffel wird Germany's Next Topmodel wieder Germany's Old Topmodel sein: Heidi Klum.

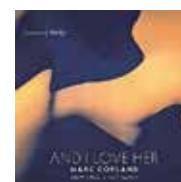
Jazz

Geschichten auf klassische Art

Von Peter Rüedi

Das Pianotrio mit Klavier, Bass und Schlagzeug ist im Jazz ein so klassisches Format, dass es von denen, die sich das Wagnis zutrauen, besonders konturiertes Talent verlangt, wollen sie ihm nach, sagen wir: Teddy Wilson, Oscar Peterson, Ahmad Jamal, Bill Evans, Chick Corea oder Keith Jarrett einen eigenen, einen neuen Klang abgewinnen. Ebenso fordert es den Hörer heraus, mit gesteigerter Aufmerksamkeit auf Finessen zu achten, die feinen Eigenheiten und Abweichungen vom Pianotrio-Mainstream. Die Kunst von Marc Copland, geboren 1948 in Philadelphia, in seinen Anfängen Altsaxofonist und erst seit den Siebzigern, Achtzigern ein zunehmend gesuchter Pianist, lange der Inbegriff eines *musicians' musician*, ist in mehrfacher Hinsicht eine, auf die ein Buchtitel von Harold Brodkey zutrifft: «Stories in an Almost Classical Mode». Das gilt für das klassische Trioformat, und es gilt für Coplands Vorliebe für den grossen Fundus der Klassiker der Jazzliteratur, die Standards und Stücke von Zeitgenossen, die es ins kollektive Unbewusste der Jazz-Community geschafft haben.

Copland, dessen rastlose Produktion seiner Wertschätzung beim breiten Publikum eher abträglich war (kostbar ist, wer sich rar macht), der neben dem Trio auch andere kleine Besetzungen liebt, Duos mit unterschiedlichsten Partnern und *conversations with himself* am Solopiano – Copland erzählt, als grosser Melodiker, der er als ehemaliger Bläser ist, Geschichten auf klassische Art. Aber eben nur *almost*. In seinen eigenwilligen Harmonisierungen klingen seine eigenen Erfindungen, erst recht aber die alten Vorlagen stets doppelt, als, um mit Goethe zu sprechen, «die Sache und doch nicht die Sache». Das ist, neben dem Gesamtklang und der Interaktion mit dem mächtigen Bass von Drew Gress und dem agilen, ebenso druckvollen wie verspielten Schlagzeug von Joey Baron, die Besonderheit dieses superben Trios. Es steht in einer grossen Tradition und klingt doch anders als alle andern: vom sensationellen Intro mit «Afro Blue» über Hancock's «Cantaloupe Island» bis zum finalen «You Do Something to Me» von Cole Porter.



Marc Copland / Drew Gress, Joey Baron: And I Love Her. Illusions Mirage IM 4004



Aalglatt: Pierfrancesco Favino als Tommaso Buscetta in «Il traditore».

Kino

Gravitätischer Höllentanz

Ein italienischer Mafiafilm über den Cosa-Nostra-Verräter Tommaso Buscetta räumt gründlich mit dem Mythos der «ehrenwerten Gesellschaft» auf. *Von Wolfram Knorr*

Ich warne Sie. Nach diesem Verhör sind Sie keine Berühmtheit», sagt Tommaso Buscetta, «Boss zweier Welten», warnend zu Giovanni Falcone, Untersuchungsrichter und legendärer Mafiajäger. «Aber man wird versuchen, Sie körperlich und beruflich zu vernichten.» Er sollte recht behalten. 1992 zerriss eine Bombe das Auto, in dem Falcone und seine Frau unterwegs waren. Totò Riina, der «Boss der Bosse», hatte schon während Buscettas umfassenden Aussagen und damit dessen Bruch der Omertà Attentate geplant (er soll sogar eine Bazooka getestet haben). Buscetta war ein Top-Mann, der zum leutseligen Verräter wurde. Er war nicht der Erste, der die Omertà als blossen Mythos entlarvte. Viele Mitglieder, so der Mafia-Insider John Dickie, haben das angeblich so eherne Schweigegelöbnis gebrochen; immer dann, wenn sich einer schlecht behandelt fühlte. «Ehrenwert» an dieser Gesellschaft war gar nichts, auch wenn sie sich damit salbte, vor allem in vielen Filmen, in denen die «Ehre» wie eine Lotion aufgetragen wird.

Marco Bellocchio, 80, ist ein exzellenter Filmhandwerker und eigenwillig bei der Umsetzung politischer Stoffe («Buongiorno, notte», 2003, über den Aldo-Moro-Fall). Konventionell süffige Erwartungen unterläuft er auch mit seinem Mafiafilm «Il traditore» über den Clan-Chef Tommaso Buscetta, der einst als Zigaret-

tenschmuggler begann und mit dem Heroin ins transatlantische Business einstieg. Bellocchio erzählt nicht dessen Biografie, sondern beginnt mit einem Familienfest, bei dem keiner dem anderen über den Weg traut. Hinter dieser Schwimelfassade beschliesst Buscetta, Sizilien zu verlassen; der «ehrenwerten Gesellschaft», dieser Heuchler-, Parvenüs-, Gecken-, Hasardeuren-Mischpoke, traut er nicht mehr über den Weg. In den 1980er Jahren war die Einheit der Clans im Eimer, Buscettas Stellung nicht mehr sicher. Mit seiner neuen Frau und den Kindern wollte er sich aus der Schusslinie nehmen und in Brasilien auf seiner 26 000 Hektar grossen Farm in Sicherheit bringen. Doch das erwies sich als Trugschluss. Bald stürmte Brasiliens Drogenpolizei seine Villa, nahm ihn fest, folterte ihn ausgiebig und lieferte ihn nach Italien aus.

Um seinen Hals zu retten, blieb Buscetta keine andere Wahl, als sich auf einen Kronzeugen-Deal einzulassen und Falcone tiefe Einblicke in die Strukturen und Geschäfte der Cosa Nostra zu liefern. Daraus entstand der spektakulärste Mammutprozess Italiens. Ein Bunker wurde extra gebaut, mit Käfigen, in denen die zahlreichen Angeklagten dem Prozess folgen durften. Die Richter, völlig überfordert vom Verhalten der plärrenden Mafiosi, verhängten drastische Strafen. Neunzehn Männer – darunter Totò Riina – wurden zu lebenslanger Haft verurteilt.

In diesem wesentlichen Teil von «Il traditore», mit einem wie in Marmor gemeisselten, kalten, aalglatten Pierfrancesco Favino als Buscetta, lässt Bellocchio mit dem Spektakel – dem tatsächlichen Prozess nachgestellt – kein gutes Haar an der Mafia. Eine Bagage, die den Gerichtssaal ohne die geringste Zurückhaltung zum Schlachtfeld kakophonischer Drohungen, Schreiereien und Obszönitäten macht. Eine Herde von Brüllaffen, der das «Ehrenwerte» so fremd ist wie eine ferne Galaxie.

Ein Höhepunkt ist Buscettas Anklage gegen den geheimnisumwitterten Giulio Andreotti, damals Aussenminister in der Regierung Craxi, dem er vorwirft, sich in Mafiakreisen zu bewegen. Andreottis Verteidiger zerlegen daraufhin Buscettas Aussagen nach Strich und Faden. Mit seiner Verklärungs-Suada, dass früher alles besser («ehrenhaft» eben) gewesen sei, versucht Buscetta seinen «Verrat» zu rechtfertigen. «Das Elend», seufzt er, «begann mit dem Heroin.» Falcone reagiert scharf auf die Rechtfertigung. Gebracht hat das Gerichtsspektakel wenig: Ende 1990 kippte ein Berufungsgericht sieben der neunzehn Urteile – und die Clans konnten weiter zum gravitä-tischen Höllentanz bitten. ★★★★★

Weitere Premieren

The Aeronauts — James Glaisher (Eddie Redmayne), einen Wissenschaftler, der davon überzeugt war, das Wetter vorhersagen zu können, gab es tatsächlich. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wollte er es mit einer Ballonfahrt in noch unerreichte Himmelsregionen beweisen. Seine Begleiter waren natürlich Männer. In der Verfilmung von Tom Harper («The Woman in Black 2: Angel of Death») wird eine Frau daraus, die wilde Ballonpilotin Amelia Wren (Felicity Jones). Und so fährt eine Emanze mit männlicher Begleitung gen Himmel, und während beide immer höher in unbekannte Atmosphären vordringen, wird eine Lovestory daraus. Es gibt ein paar verwegene Szenen während eines Gewitters und in eisiger Höhe mit gefrorenem Ballon, wenn Amelia – härter als James – den Ballon an den ihn umspannenden Seilen hochkraxeln muss, um eine zugefrorene Luftklappe zu öffnen. Ansonsten entschwebt die Story sanft in stille Höhen, wo keine Winde mehr wehen. ★★★★★



Wo keine Winde mehr wehen: «The Aeronauts».

Birds of Prey — In «Suicide Squad» fiel die Ex-Geliebte des Jokers und Ex-Psychiaterin (!) Dr. Harleen Quinzel gewaltig aus dem Rahmen und machte als Harley Quinn (Margot Robbie) im schrillen Outfit die Unterwelt von Gotham City unsicher. Klar, das schrie nach einer Kür im Alleingang, und so wirbelt sie unter Regie-Neuling Cathy Yan als irr-wilde Mixtur aus Nina Hagen, Klimbim-Rotznase-Ingrid-Steege und Punk-Pippi-Langstrumpf durch eine bonbonfarben-giftküchenartig aufgemotzte Comic-Metropole. Gotham wandelt sich mit seinen bunten Strassen, grellen Behausungen und «Ninja Warrior»-Schiessbuden-Rummelplätzen zu einer Super-Villa-Kunterbunt. Auch böse Buben «popcornen» wie ausgerastete Kasper herum und werden von der Blondine mit ihren roten Pfefferschoten-Lippen mit Schwerkraft überwindenden, artistischen Purzelbäu-



Irr-wild: Margot Robbie in «Birds of Prey».

men aufgemischt. Gegen Ende gruppieren sich Emanzen-Mitstreiterinnen um den Power-Blaustrumpf, die «birds of prey» erblicken das Licht der Welt – und damit kommende Sequels. Da muss man schon ein sehr, sehr grosser Fan sein, um diesen durchgeknallten Comic, der laut, aber wenig lustig ist, toll zu finden. ★★★☆☆

Knorrs Liste

1	A Hidden Life Regie: Terrence Malick	★★★★★
2	Little Women Regie: Greta Gerwig	★★★★☆
3	Bombshell Regie: Jay Roach	★★★★☆
4	Jojo Rabbit Regie: Taika Waititi	★★★★☆
5	1917 Regie: Sam Mendes	★★★★☆
6	Platzspitzbaby Regie: Pierre Monnard	★★★★☆
7	Les misérables Regie: Ladj Ly	★★★★☆
8	Judy Regie: Rupert Goold	★★★★☆
9	Knives Out Regie: Rian Johnson	★★★★☆
10	The Farewell Regie: Lulu Wang	★★★★☆



Körzis Hollywood

«And the Oscar goes to ...»

Favoriten und Geheimtipps. Von Norbert Körzdörfer

Er ist nur 300 Franken wert – 3,9 Kilo Britanniametall, das mit einer hauchdünnen Goldhaut überzogen ist. Aber er ist 34 Zentimeter Mythos! Gerücht: Er ist dem Penis eines Stars nachempfunden. In Wahrheit ist es ein Ritter mit einem Kreuzzugschwert, auf einer Filmrolle thronend.

Alle wollen den Oscar. Es ist der Nobelpreis des Kinos. Wer ihn hat, wird unsterblich. Es gibt 3202 Oscar-Preisträger seit Emil Jannings (1929). Wer ihn nicht kriegt, für den erlischt ein Stern.

Kinolegende Peter O'Toole (gest. 2013 im Alter von 81, «Lawrence of Arabia») war achtmal nominiert, wie sein Trink-buddy Richard Burton (gest. 1984 im Alter von 58) – beide haben immer verloren. Als ihm der Ehren-Oscar angeboten wurde, lehnte er erst ab und nahm ihn dann doch an.

8469 Academy-Mitglieder entscheiden über 58 Oscars in 30 Kategorien. 225 Länder werden zugucken, vielleicht 500 Millionen Kinofans. Wer wird gewinnen?

Bester Hauptdarsteller

Favorit: Joaquin Phoenix, 45, für den Comic-Thriller «Joker». Er ist einfach sensationell. Geheimtipp: Adam Driver, 36, für «Marriage Story». Mein Oscar: Joaquin Phoenix; er ist ein neuer De Niro. Ein Veganer, der Karate macht. Philosophie: «Ich tue alles für meine Mutter!»

Beste Hauptdarstellerin

Favoritin: Renée Zellweger, 50, als Judy Garland (gest. 1962 im Alter von 47) in «Judy». Es ist eine Wiedergeburt des «Bridget Jones»-Stars. Geheimtipp: Saoirse Ronan, 25, in dem zauberhaften Frauenpower-Film «Little Women». Mein Oscar: Renée Zellweger (auch die Wahl von Robert Downey Jr.)

Bester Nebendarsteller

Favorit: Brad Pitt (56) für das grandiose Stunt-Double von Leo DiCaprio in «Once

Upon a Time in Hollywood»! Auch eine Wiederauferstehung – nach Scheidung und den Anonymen Alkoholikern. Geheimtipp: Joe Pesci, 76, als Mafia-Pate in «The Irishman».

Beste Nebendarstellerin

Favoritin: Laura Dern, 52, als Scheidungsanwältin in «Marriage Story». Geheimtipp: Scarlett Johansson, 35, in dem Hitlersatire-Hit «Jojo Rabbit». Mein Oscar: Florence Pugh, 24, in «Little Women».

Bester Film

Favorit: Das Anti-Kriegsepos «1917» von James-Bond-Regisseur Sam Mendes. Die Kamera verfolgt wie in einem einzigen Schuss zwei junge Soldaten, die ein Massaker im Ersten Weltkrieg verhindern. Mendes diktierte das Drehbuch in sein Handy (App: «Final Draft Mobile»). Es ist die Story seines Opas, der nur 1,75 Meter gross war und deshalb als Kurier durch die Schützengräben hetzte. Geheimtipp: Der Arm-Reich-Thriller «Parasite» aus Südkorea. Mein Oscar: «Once Upon a Time in Hollywood» – eine Liebeserklärung an Hollywood!

Bester Regisseur

Favorit: Sam Mendes (54, «1917»). Geheimtipp: Martin Scorsese, 77, zum neunten Mal nominiert, für das Mafia-Epos «The Irishman». Aber: Es ist von Netflix und dreieinhalb Stunden lang! Mein Oscar: Martin Scorsese! Sam Mendes hat es bei den Golden Globes begründet: «Jeder Regisseur heute steht im Schatten des einzigartigen Martin Scorsese!» Jeder sollte «The Irishman» gesehen haben – auch wenn es auf dem Fernseher wirkt wie von Rembrandt.

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.



Thiel

Homo-Regulierung

Von Andreas Thiel

Homo: Die Homo-Ehe muss der Hetero-Ehe gleichgestellt werden.

Hetero: Bist du sicher, dass du das willst? Nach dem geltenden Eherecht ist der Mann bei einer Scheidung schlechtergestellt als die Frau. Wie soll man da bei homosexuellen Paaren verfahren? Darf man bei der Scheidung von Lesben beide Frauen bevorzugen, und muss man bei der Scheidung von Schwulen beide Männer benachteiligen?

Homo: Es geht doch um das Recht, Kinder haben zu dürfen.

Hetero: Kinder zu zeugen, stellt für euch vielleicht eine technische Hürde dar, aber das hat doch eher mit Überwindung oder Fortpflanzungsmedizin zu tun als mit dem Eherecht.

Homo: Aber wenn ein Kind nicht von beiden Eltern stammt, ist das heute noch ein Problem.

Hetero: Wenn ein Mann eine Frau schwängert, ist er unterhaltspflichtig, ob er nun heterosexuell ist oder homosexuell, Ehemann oder nicht. Da macht das Gesetz keinen Unterschied.

Homo: Aber genau das muss doch neu geregelt werden.

Hetero: So? Wenn eine heterosexuelle Frau für ein schwules Pärchen ein Kind austrägt und während der Schwangerschaft den Mann ihres Lebens trifft und das Kind behalten möchte, was denkst du, bei wem sollte das Kind bleiben? Oder wenn eine lesbische Frau für ein schwules Pärchen ein Kind austrägt und während der Schwangerschaft die Frau ihres Lebens trifft und mit ihr zusammen das Kind behalten möchte? Oder wenn ein Mann von einem lesbischen Paar als Erzeuger beigezogen wird und sich das lesbische Paar während der Schwangerschaft trennt und die stehengelassene Frau das Kind nicht alleine ernähren kann, wer ist dann unterhaltspflichtig?

Homo: Hör auf! Vielleicht ist es doch besser, wenn die Homo-Ehe nicht gesetzlich geregelt wird.

Hetero: Glaub mir, ihr seid freier so.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Der Prinz ist schon wieder weg

Kurzes Gastspiel am «Münsterhöfli»-Herd; Opernhaus-Premiere von «Iphigénie en Tauride»; «Goldener Clown» für den Circus Knie. Von Hildegard Schwaninger

Schon einen Tag nach der Neueröffnung des Restaurants «Münsterhof» kam die ominöse Mail: «Prinz von Hohenzollern am Herd des «Münsterhöfli» ist Geschichte.» Was ist passiert? Das «Münsterhöfli» wurde unter der neuen Ägide von Michel Péclard mit Bomben und Granaten eröffnet: Publizistisch war der Anlass gut vermarktet. Die Promi-Dichte, wie bei Péclard immer – nun ja. Seine Stars – Shawne Fielding, Patricia Boser und Jacky Donatz – waren alle präsent. Iris Petermann als Wirtin im ersten Stock – auch sie ein Aushängeschild. Zum Aufpeppen der Promi-Liste konnte ein echter Prinz nicht schaden. So kam Moritz von Hohenzollern ins Spiel, den Péclard als Koch engagierte – mit publizistischem Tamtam. Der «Prinz am Herd» war dem *Blick* und Lokalblättern eine Schlagzeile wert.

Doch schon am Tag nach der Eröffnung wurde Seine Hoheit gefeuert. Péclard gilt als impulsiv, schnell entschlossen schießt er aus der Pistole. Dass es an den fachlichen Qualitäten des Kochs liegt, ist schwer zu glauben. «Momo», wie der Prinz von Hohenzollern genannt wird, hat eine solide Ausbildung. Machte das Cordon-Bleu-London-Diplom (Tante Marie Culinary Academy), führte die Küchenbrigade im «Waldhaus Flims», im «Hotel St. Gotthard» in Zürich, und beim WEF in Davos war er fürs Catering (das lernte er bei Marco Pfeiderer) engagiert – unter anderem für die Delegation aus Katar.

Zwei Tage nach dem Ausscheiden des Prinzen am Herd gibt man sich im «Münsterhöfli» wortkarg. Iris Petermann macht ein trauriges Gesicht und meint, man habe «einfach nicht zusammengepasst». Michel Péclard ist nicht da, er erholt sich beim Golfen auf Mauritius, und Jacky Donatz sagt auf Anfrage: «Der «Momo» kann kochen, viel mehr weiss ich nicht.» Donatz muss jetzt nach Arosa – als Troubleshooter in den «Alpenblick». Denn auch dort – Péclard waltet als Pächter (das Lokal gehört dem «Tschuggen») – läuft es nicht rund. Donatz ist Péclards loyaler Freund. Wo es jemanden braucht: Jacky Donatz steht bereit. Probleme im Péclard-Reich? Auch das «Pic-Chic» an der Zürcher Bahnhofstrasse, früher als Pic Nic ein Delikatessengeschäft und von Péclard 2018 zu einem Streetfood-Schlaraffenland umgemodelt, wurde verschlankt. Es gibt nur noch das Sushi-Laufband und das libanesische Take-away.

Wie weiter im «Münsterhöfli»? Am verwaisten Herd stehen interimistisch Köche aus dem Péclard-Reservoir: vom «Fischer's Fritz», «Portofino», «Mönchhof am See». Moritz Prinz von Hohenzollern ist jetzt auf Jobsuche, oder – wie Freunde ihm raten – er eröffnet ein eigenes Restaurant. Er ist 39 Jahre alt, verheiratet mit einer Kolumbianerin und Vater von Zwillingen. Dass es nicht immer von Vorteil ist, Prinz zu sein, erfuhr der sympathische Koch früh. «Momo» entstammt dem deutschen Hochadel, sein Vater ist Ferfried Prinz von Hohenzollern, dessen Tauf-



Fast verliebt

Grenzen ziehen

Von Claudia Schumacher

Kürzlich traf ich meinen Freund Thomas zum Kaffee, der ein ziemlicher Traummann ist: grosser Bär mit Schultern zum Anlehnen, gütige Augen. Mit Marlene, einer

ziemlichen Traumfrau, lebt er seit gefühlt hundert Jahren zusammen. Sie ist Kulturveranstalterin, er arbeitet beim Radio, zusammen haben sie drei Kinder unter zehn Jahren. Die beiden schaffen es, noch immer wie Liebende zu wirken, sind irgendwie sexy. Eines der wenigen Langzeitpaare, das Aussenstehenden nicht den Glauben an die Monogamie raubt.

Aber Thomas hat ein Problem. «Ich bin so müde», sagt er nach einem Espresso doppio. Er und Marlene haben kürzlich ein Haus bezogen. Und Thomas – Mann, der er ist – hat vieles selbst gestrichen, verlegt und gebohrt. Das tat er vor allem am Wochenende, denn er arbeitet Vollzeit. Abends kocht und backt er mit den Kindern – zur Erholung. Bekommt Marlene spätabends ihre Tage und es sind keine Tampons da, rennt er ritterlich zur Tankstelle. «Du bist der Beste», sage ich. «Aber was ist mit deinen eigenen Wünschen?» Dafür ernte ich nur müdes Schulterzucken.



Wie weiter? Michel Péclard.



Grandiose Iphigénie: Opernstar Cecilia Bartoli.



Grosse Ehre: Circus Knie in Monaco.

pate kein Geringerer als **Papst Pius XII.** war. Moritz von Hohenzollern empfand den Adelstitel schon früh auch als Bürde. Als er nach der Scheidung der Eltern mit seiner Schweizer Mutter **Eliane**, geborene **Etter**, in die Schweiz und ins Internat nach Zuoz kam, wollte er sogar den Namen ihres neuen Mannes, des Vermögensverwalters **Martin Stockar**, annehmen. Da der Vater noch lebte, wäre das nicht sehr elegant gewesen, also behielt er den Prinzentitel.

An der Premiere von «Iphigénie en Tauride» am Zürcher Opernhaus sah man **Elisabeth Sobotka**, die Intendantin der Bregenzer Festspiele. Grund für den hohen Besuch: Intendant **Andreas Homoki** wird im Sommer 2021 bei den Bregenzer Festspielen Puccinis «Madame Butterfly» inszenieren. Der Intendant, dessen Vertrag mit Zürich 2025 ausläuft, bringt sich als Regisseur in Stellung. Mit Opernstar **Cecilia Bartoli** versteht er sich blendend, wie man bei der Zusammenarbeit für die Gluck-Oper sehen konnte (sie singt die Titelrolle, er führt Regie). Bartoli wird ab 2023 Intendantin der Oper von Monte Carlo. Dreimal darf man raten, ob Homoki eines Tages dort inszenieren wird.

Ehrung für den Circus Knie in Monaco! Beim 44. Zirkus-Festival in Monte Carlo ging die höchste Auszeichnung, der «Goldene Clown», an **Maycol Errani** und seine Pferdenummer, die er zum Jubiläumsprogramm gezeigt hat. In Monte Carlo war **Géraldine Knie**, Maycols Ehefrau und neue Chefin des Circus Knie, mit **Ivan** und **Chanel** (zeigte am New-Generation-Festival ihre Ponynummer) sowie der emeritierte Zirkusdirektor **Fredy Knie jun.** (ausgezeichnet für sein Lebenswerk) mit **Mary-José Knie**.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Thomas ist ein Held der Liebe – als Frau geht mir das ans Herz. Denn sein Problem kenne ich nur von Freundinnen. Es gibt viele Heldinnen der Liebe, die alles für den Partner und die Kinder tun. Sind die Rollen einmal vertauscht wie bei Thomas und Marlene, wird ein gängiges Problem plötzlich exotisch. In einer Hinsicht unterscheidet sich Thomas aber von meinen klagenden Freundinnen: Er stellt sich nicht als Marlenes Opfer dar. Kann es sein, dass bei den beiden einfach keine Ausbeutung stattfindet?

Marlene ist eine Frau, die weiss, was sie will – und sie ist konsequent. Miese Behandlung lässt sie sich nicht gefallen. Nicht mal im Teenageralter ist ihr ein Junge auf der Nase herumgetanzt. Das Gleiche gilt heute für ihre Kinder, mit denen sie ruhig und souverän umgeht und die ihr (meistens) gehorchen. Marlene ist die geborene Führungsperson. Verlangt sie von Thomas, dass er kocht und backt? Mitnichten.

«Das ist nicht meins», sagt sie einfach, «ich kann das nicht und tue es ungern.» Basta. Hat sie ein schlechtes Gewissen, wenn andere Mütter in der Schule zwei selbstgebackene Kuchen mitbringen? Nein. Dann stellt sie entweder einen Kuchen von Thomas ab, einen gekauften oder auch: gar keinen. Anschliessend isst sie ein Stück Kuchen von einer anderen Frau und sagt laut: «Wow, ist der gut!» Lästern die anderen Mütter über Marlene? Nein. Sie lieben sie.

Thomas hingegen kann sich von den Erwartungen anderer nicht abgrenzen. Er ist zu unsicher, um Konsequenzen daraus zu ziehen, wenn er schlecht behandelt wird – was seine Frauengeschichten aus der Vergangenheit zeigen. Thomas steckt zurück – und er kommt zu kurz. Seiner Marlene deswegen Vorwürfe machen? Sicher nicht. Er ist stolz auf sie.



Unten durch

Blüte der Frau

Von **Linus Reichlin**

Ich hatte früher immer ein wenig Angst vor Frauen, nicht intellektuell natürlich, dort war meine Überlegenheit offensichtlich, nein, ich meine physisch. Ich muss gestehen, mir war die weibliche Anatomie nicht ganz geheuer, ich verstand sie nicht. Oder sagen wir, ich verstand sie bis zu einem gewissen Punkt, bis zum Nabel. Bis dorthin war mir alles klar. Aber ab dort kam ich mir vor wie Gonzalo Pizarro, der das sagenhafte Eldorado suchte; doch er fand nur einen Dschungel ohne Gebrauchsanweisung, eine peinliche Situation. Andererseits, was ist eigentlich so peinlich daran, wenn man als junger, noch unerfahrener Mann sich beim Anblick jener weiblichen Region am Kopf kratzt, weil man beim besten Willen nicht erkennen kann, wo man den Hebel ansetzen soll? Für die Frau ist diese Region ja umgekehrt bei einem Mann vorzüglich sichtbar als leicht auf und ab wippendes Gestänge, das ergonomisch eigens zum Zweck des Anfassens geformt worden ist, da hat die Natur ausnahmsweise mal gut gearbeitet.

Eine Frau, die noch nie einen Mann gesehen hat, würde instinktiv das Richtige tun, und sei es auch nur, weil sie glaubt, dass man bei ihm vielleicht an dem Hebel ziehen muss, damit er endlich was Netties sagt. Doch nun versetze man sich in die Lage eines fünfzehnjährigen jungen Mannes in der vorpornografischen Prä-Internet-Zeit. Plötzlich liegt Susi, die Schulkameradin, nackt und fröstelnd auf der Matratze in der Waldhütte des Wanderklubs «Obermelchthal Ost». Sie liegt hier aus freiwilligen Stücken, sie ist nicht etwa hierhergewandert worden, sie ist selbst gewandert und trägt noch die roten Wollsocken, die nach Wanderschuh riechen.

In einem zeitraubenden Prozess, der entfernt an einen Striptease erinnerte, hat sie sich ihres Militärrucksacks entledigt, ihrer wattierten Sturmjacke, dann der Wanderhose mit dem Taschenmesser am Gürtel, dann der Thermo-Unterwäsche aus Schurwolle – und schliesslich liegt sie jetzt frierend auf der Matratze und wartet auf die Tat eines beherzten Wanderburschen. Doch was soll er mit einer weiblichen Region tun, die im Grunde verlassen aussieht oder ausgeraubt, ja, so als würde da etwas fehlen, so sieht

>>> Fortsetzung auf Seite 64

es aus: wie eine leere Schmuckschatulle. Wenn da etwas wäre, das man in die Hand nehmen könnte, würde der Wanderbursche es gewiss tun, doch es ist, als greife man an eine Tischkante. Alles ist glatt und flach. Es nützt auch nichts, im Hüttenbuch des Wanderklubs nach einer Hilfestellung zu suchen, dort steht nur drin: «Waren am 18. 6. hier. Hütte sauber, bis auf Marderkot an der Notzahnbürste.» Aber im Hüttenbuch steht nicht: «Wanderer! Bist du mit deiner Liebsten hier, so liebevoll mit deinen Lippen ihre süsse Quelle der Lust. Achte insbesondere auf ihr Knöspchen, das sich zwischen den Blütenblättern verbirgt, und streichle es sanft mit dem Stiel der Notzahnbürste.» Mit anderen Worten: Man fühlt sich als junger Mann mit dem Mysterium vollkommen alleingelassen und sucht im Alkohol und in der Lyrik Trost. Dies gilt natürlich nur für die sensiblen jungen Männer. Die anderen scheren sich nicht darum, ob sie Susis Blütenregion verstehen oder nicht, sie legen sich einfach drauf wie auf eine heisse Bodenplatte im Sommer.

Wer sich schon mal nackt auf eine heisse Bodenplatte gelegt hat, weiss, dass man auch ganz ohne Kenntnis der Wirkung erhitzter Materie auf die Epidermis automatisch das Richtige tut. Und so folgen diese Männer einfach dem von der Fortpflanzung vorgegebenen Protokoll, wie die Hasen rammeln sie, bis in der Waldhütte das Gamsgeweih vom Nagel rutscht. Diese Taktik des Einfach-Drauflegens wenden sie fortan bis ins hohe Alter an. Für sie bleibt die Blüte der Frau ein Leben lang Terra incognita, während ich mittlerweile bei den Damen als Connaisseur gelte, da ich mich vorsichtig zur Kennerschaft getastet habe.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Schläfer aus Portugal

Von Peter Rüedi

Ein zwölf Jahre alter Wein ist noch keine Antiquität. Im Prinzip. Im Fall gewisser grosser Bordeaux, vor allem der traditionellen Bauart und in gewissen «harten» Jahrgängen, hat eine Flasche nach zehn Jahren gerade mal eine anständige Reife erlangt. Dass aber ein Wein, noch dazu einer aus dem portugiesischen Douro, mit so grosser Verzögerung erst unter die Leute kommt, ist doch eher ungewöhnlich. Wie noch anderes mehr an der Geschichte des Gouvyas Vinhas Velhas 2007, der in mehrfacher Hinsicht eine Rarität, ja geradezu eine Kuriosität ist. 1998 gründeten in der fabelhaften Weinlandschaft des Douro der Önologe Luís Soares Duarte und João Roseira von der Quinta do Infantado ein Joint Venture mit dem Namen Bago de Touriga (Touriga-Beere), eine *négociant*-Partnerschaft mit vielen kleinen Produzenten, die über alte Reben in besten Lagen in der Cima Corgo oberhalb der Ortschaft Pinhão verfügten, im Herzen der ursprünglich für die Produktion von Portos, zunehmend auch von trockenen Rotweinen bekannten Appellation. Es

war eine glückliche Partnerschaft, aber sie hatten mit widrigen Umständen zu kämpfen. 2010 geriet Duarte ökonomisch unter Druck, fast gleichzeitig erlitt Roseira einen Unfall: Das Unternehmen scheiterte. Zum Glück nur vorübergehend. Es vertagte sich. Mit dem Jahrgang 2015 erlebte es seine Auferstehung.

Als hätten Duarte und Roseira solches vorausgesehen, hatten sie vom Gouvyas 2007 – einer der grössten Jahrgänge am Douro – 1793 Flaschen in einem Keller in der Nähe von Porto schlafen gelegt, als Investition in ein Glück, von dem sie noch gar nicht wussten, dass sie es dereinst brauchen würden. 2016 dann machten sie diese Flaschen erst zugänglich. Einige davon sind nun in die Schweiz gelangt. Der Gouvyas Vinhas Velhas 2007 ist, ich sagte es, kein alter, sondern ein reifer Wein. Er ist ein *field blend*, eine Komposition verschiedener, auf gleichem Gelände gewachsener, ausnahmslos mehr als sechzigjähriger Reben (Tinta Barroca, Tinta Roriz, Touriga Franca, Touriga Nacional); höchst konzentriert und dicht, trotz beträchtlichem Alkoholvolumen keineswegs pampig, sondern belebend frisch: dunkle Früchte, Mokka, Schokolade, eine Spur Minze. Lang anhaltend, im Abgang wie auch in der Lebenserwartung (zirka bis 2035).

Mark Squires vom *Wine Advocate* ist nicht zu widersprechen, wenn er bemerkt, am Anfang kaschiere das Holz (der Wein reifte 38 Monate zu 20 Prozent in neuer, zu 80 Prozent in einjähriger französischer Eiche) ein bisschen die Komplexität, was sich indes nach etwas Dekantieren gebe – Squires dekoriert den Vinhas Velhas 2007 mit nicht weniger als 95/100 Punkten. Wird dieses Douro-Monument noch zulegen? Ich weiss es nicht. Saugut ist es schon heute.

Bago de Touriga: Douro Gouvyas Vinhas Velhas 2007. 14,5 %, Fr. 44.–. Vinoversum, Neftenbach. www.vinoversum.ch



Salz & Pfeffer

Und was für Gemüse!

Von David Schnapp

Zürich ist zurzeit die gastronomisch interessanteste Stadt der Schweiz, der Grund dafür sind eine Reihe junger Köche, die Erfahrungen aus internationalen Spit-

zenrestaurants mitbringen, diese aber mit ihrer eigenen Handschrift versehen, die wiederum in leicht zugänglichen Gerichten sichtbar wird. Einer dieser Köche ist der 38-jährige Nenad Mlinarevic, Koch des Jahres 2016, ausgezeichnet mit 18 Punkten im «Gault Millau» und zwei Sternen im «Guide Michelin». Der hochtalentierte Zürcher hat bewiesen, dass er ganz oben mitspielen kann, hat sich dann aber entschieden, sich ein grösseres Publikum zu suchen.

Er hat dieses erst in der «Bauernschänke» gewonnen, die er mit Partnern betreibt, und setzt seinen Weg jetzt in der «Neuen Taverne» fort, in dem Restaurant, über das die Stadt gerade spricht. Hier gibt es unter Mlinarevics Leitung vornehmlich Gemüse zu essen. Und was für Gemüse! Egal, ob mariniertes, grilliertes Chicorée mit der Frische von Yuzu, knackiger, fast roher Hokaido-Kürbis an einem süss-säuerlichen Mandarinen-Einlegefond oder in der Pfanne mit Geduld und ausreichend Butter arosier-

ter Blumenkohl – jedes Produkt, das durch die Mlinarevic-Küche veredelt wird, überrascht einen durch eine erstaunliche Komplexität. Säure spielt in diesem Spektrum der Aromen ebenso eine wichtige Rolle wie Umami, der fünfte Geschmack, den man oft als «fleischig» bezeichnet. Dabei wirken die Gerichte einfach, aber nie simpel.

Gekocht wird zu 95 Prozent vegetarisch, aber Mlinarevic will weder die Welt retten noch die reine Lehre pflegen. Sein Ziel ist es, in einem bestimmten Rahmen, den er sich selber gesetzt hat, das bestmögliche Resultat zu erreichen. Wenn es passt, wird eine Vinaigrette mit Fischsauce abgeschmeckt, auch ein Saucisson-Fond ist als Gewürz eingesetzt worden. Besser kann man zurzeit in der Stadt kaum vegetarisch essen.

Neue Taverne, Glockengasse 8, Zürich.
Tel. 044 221 12 62. Sonntags geschlossen

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.



Auto

Mini, elektrisch

Der ikonische Kleinwagen kommt endlich in einer strombetriebenen Variante. Das ist eine gute Nachricht für Pendler. *Von David Schnapp*

Im Jahr 2009 wurde in Feldversuchen ein Mini E getestet, um Erfahrungen mit der Elektromobilität zu sammeln. Die Erkenntnisse, welche die BMW Group mit dem ikonischen Kleinwagen aus Grossbritannien gewonnen hatte, flossen vermutlich bei der Konzeption des Elektroautos i3 mit ein, aber der Mini selbst verschwand erstaunlicherweise in den geheimen Garagen des Herstellers. Etwa zur gleichen Zeit arbeitete auch der US-Hersteller Tesla an der Entwicklung des Model S, das, wie wir heute wissen, ein Welthit wurde.

Etwas mehr als zehn Jahre nach dem ersten Feldversuch fahre ich mit dem neuen Mini Electric, der offiziell etwas umständlich Mini Cooper SE heisst, durch das faszinierende Panoptikum von Miami mit Hochhäusern, Palmen und Strand. Die Florida-Metropole wurde ausgewählt, um das Auto in seiner natürlichen Umgebung vorzustellen: Der Mini, angetrieben vom Elektromotor aus dem BMW i3, ist das ideale Pendlerfahrzeug: Er ist bloss etwa 1400 Kilogramm schwer, braucht deshalb

auch keine riesige Batterie und wirkt durch die Mischung aus sorgfältiger Abstimmung und übersichtlichen Massen natürlich flink und wendig – so wie man sich einen Mini halt vorstellt. Aus dem Stand beschleunigt der Kleinwagen in 7,3 Sekunden auf 100 km/h, die Höchstgeschwindigkeit beträgt 150 km/h.

Der Akku hat eine Kapazität von 33 kWh. Das bedeutet, mit einer vollgeladenen Batterie fährt der Mini rund 200 Kilometer weit. Diese Zahl ist natürlich stark abhängig vom eigenen Fahrstil sowie Faktoren, die man selber nicht beeinflussen kann, wie dem Wetter. Dass sich der Fahrstil auf den Energieverbrauch auswirkt, ist übrigens kein Alleinstellungsmerkmal von Elektroautos, sondern gilt auch für Benzin- und Dieselmotoren.

Problem «Reichweiten-Angst»

Zweihundert Kilometer klingt erst mal nach wenig, reicht aber nach meiner Erfahrung mit Elektroautos für etwa 95 Prozent aller Strecken, die ein in der Schweiz wohnhafter Fahrer mit

festem Wohnsitz und Arbeitsplatz an einem Tag macht. Klar, wenn es von Basel aus an die Nordsee geht oder via Genua auf die Fähre nach Sardinien, muss man seine Ladestopps gut planen. Aber allgemein gesprochen ist die sogenannte Reichweiten-Angst bei batteriebetriebenen Fahrzeugen übertrieben, weil man erstens selten sehr weit fährt und weil, zweitens, gerade entlang der Hauptverkehrsachsen mittlerweile ausreichend viele Lademöglichkeiten bestehen. Und schliesslich sind kleine, leichte Elektroautos eine sinnvolle Entwicklung – jedenfalls, wenn man Elektroauto fährt, weil das ökologische Gewissen gegen Benzin- und Dieselmotoren spricht.

Der Mini Electric ist also das ideale Auto, um leise, dynamisch und elektrisch sein Pendlerleben und die meisten anderen Alltagsbesorgungen zu bestehen. Und es ist halt ein Mini. Das Auto hat einen natürlichen Charme, dem man sich nur schwer entziehen kann und den kein anderes Fahrzeug dieser Art auf dem Markt derzeit ausstrahlt.

Mini Cooper SE

Motor: Elektromotor, Leistung: 184 PS/135 kW
Max. Drehmoment: 270 Nm (bei 100–1000 U/min)
Verbrauch: 16,8–14,8 kWh/100 km
Beschleunigung (0–100 km/h): 7,3 sec
Höchstgeschwindigkeit: 150 km/h
Hochvoltspeicher: Lithium-Ionen 32,6/28,9 kWh
Preis: Fr. 39900.–



Tamaras Welt

Studenten, schreiende Babys

Studenten sabotieren an Universitäten Events und hindern Andersdenkende am Reden. Es ist lachhaft, wie diese Leute dem Rest der Gesellschaft auf der Nase herumtanzen. *Von Tamara Wernli*

Man stelle sich die irrwitzige Situation vor: Da ist eine Muslimin, die vor vielen Jahren aus Algerien, wo sie unter einem religiös-ideologischen Diktat gelitten hat, nach Deutschland einwanderte. In ihrem neuen Zuhause kämpft sie dafür, dass Frauen sich nicht verhüllen müssen und ein selbstbestimmtes Leben führen können. Dafür wird sie als Rassistin beschimpft und von Studenten an einer Universität am Diskutieren gehindert.

Das geschah neulich der Frauenrechtlerin Naïla Chikhi an der Frankfurter Goethe-Universität, wo sie als Podiumsteilnehmerin zum Thema Kopftuch auftrat. Eine Gruppe, die sich «Studis gegen rechte Hetze» nennt, hat die Veranstaltung mit Bannern und lautem Gebrüll derart gestört, dass die Diskussion unterbrochen werden musste. Die Kopftuchdebatte endete laut der FAZ in einer Schlägerei. Im Mai 2019 sabotierten Studenten eine Konferenz an derselben Hochschule, ebenfalls zum Reizthema Kopftuch. Vergangenen Oktober verhinderten Studenten eine Vorlesung zu «Makroökonomik II» des AfD-Gründers Bernd Lucke an der Uni Hamburg. In der Schweiz wurde 2017 ein Vortrag an der ETH Zürich von David Petraeus, dem ehemaligen Chef der CIA, aufgrund von Protesten einer linken Studentengruppe abgesagt. Eine ähnliche Erfahrung machte der ehemalige Novartis-Chef Daniel Vasella.

Das Phänomen ist aus den USA zu uns herübergeschwappt. Dort stören Studenten seit vielen Jahren Auftritte von unerwünschten Gastrednern, mehrfach kam es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen. Ohne Sicherheitsaufgebot sind Events mit konservativen oder liberalen Rednern vielerorts kaum mehr durchführbar. Eine Gesellschaft wächst aber und gedeiht durch den Austausch von Ansichten aus unterschiedlichen Blickwinkeln;

auch umstrittene, sogar gefährliche Meinungen können so offen debattiert, mit Gegenargumenten widerlegt und als hanebüchen entlarvt werden. Ohne gute Argumente bleiben die schlechten unwidersprochen.

Diese Studenten, die Meinungsfreiheit bei Andersdenkenden nicht gelten lassen, stellen zwar eine Minderheit dar. Aber die Zahl Boykotte von Vorlesungen und Events an Universitäten und die Diffamierung von Rednern nehmen zu. «Die Toleranz gegenüber anderen Meinungen sinkt», sagt Antonio Loprieno, Präsident der Akademien der Wissenschaften Schweiz, laut der *Aargauer Zeitung*. «Wir müssen die Debattenkultur bewahren» und aufpassen, dass wir «den aufklärerischen Charakter unserer Universitäten nicht aufs Spiel setzen».

Naila Chikhi, die sich für ein Kopftuchverbot für Mädchen einsetzt, schrieb nach den Ausschreitungen an der Uni auf Welt.de, dass sie immer wieder mit dem Vorwurf des Rassismus konfrontiert werde, sobald sie den politischen Islam kritisiere. «Um eine Meinungsbildung zu verhindern, bedienen sich diese extremen Gruppen der Methode der Diffamierung und des Diskussionsverbotes. Sind dies nicht erste Anzeichen von Totalitarismus?», fragt die Feministin.

Natürlich, man kann sich als Student über unliebsame Aussagen echauffieren, auch hat man das Recht zu demonstrieren. Draussen vor der Uni wäre dem ja auch nichts entgegenzusetzen, da könnte man Sitzkreise abhalten oder Flyer als Zeichen des Protests verteilen gegen bedrohliche Ansichten aus dem Mund einer muslimischen Frauenrechtlerin – warum nicht, wenn man gerade nichts Wichtigeres in seinem Leben zu tun hat? Wer sein antidemokratisches Rebellionchen aber in einen Vorlesungssaal schleppt,

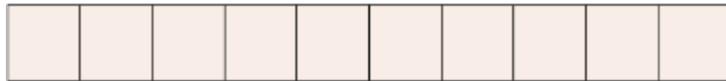
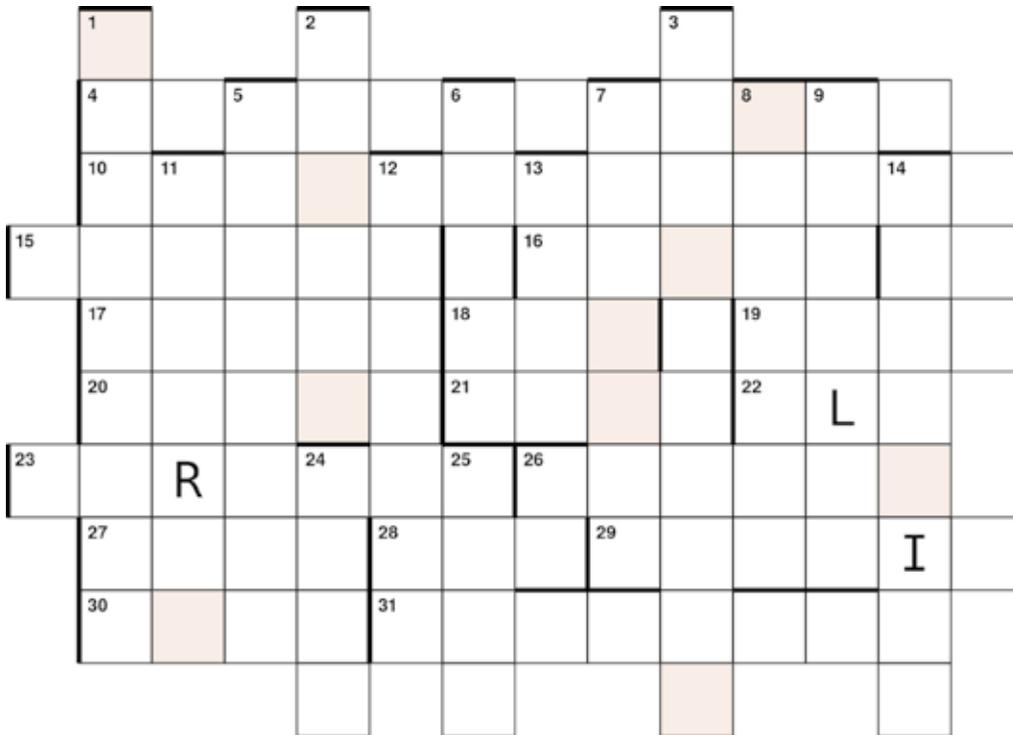
wer dort andere Menschen am Reden hindert, vor allem durch Gewalt, wer Veranstaltungen derart stört, dass sie abgebrochen werden müssen, der unterdrückt die Meinungsfreiheit: Er handelt totalitär. Dabei ist es völlig irrelevant, auf welcher politischen Seite er steht.

Legitimation erhalten die Proteste in den Augen der Störenfriede dadurch, dass sie sich auf der richtigen Seite wähnen. Diese jungen Leute sind nicht nur gefangen im eigenen Ego-Kosmos, sie haben ihre Abneigung gegen demokratische Prinzipien offensichtlich im Dauerzustand moralischer Selbstüberhöhung entwickelt. Sie stellen keinen Fortschritt der Gesellschaft dar; die Entwicklung erinnert ans Mittelalter.

Der US-amerikanische Psychologieprofessor Jonathan Haidt, der die Entwicklung an US-Universitäten erforscht, kritisiert die zunehmende Form von Zensur im Namen von Identitätspolitik und politischer Korrektheit. Er erklärt das Phänomen mit dem Unvermögen der Studenten, mit normalem Alltagsstress umzugehen. Sie hätten es nie gelernt, darum sind schon abweichende Meinungen schlimm: «Worte sind für sie Gewalt, darum müssen sie geschützt werden vor gewissen Wörtern, Büchern, Rednern und Ansichten.»

Die Uni ist für diese leidvollen jungen Existenzen, die wahrscheinlich jeden Abend im Bett darüber nachdenken, welche Ungerechtigkeiten ihnen im Laufe des Tages widerfahren sind (und sich dabei die Gestaltung des entsprechenden Banners ausmalen), also ein Ort des Unbehagens. Tja, vielleicht sollten Hochschulen ja verpflichtend einführen, dass Studienanwärter zuerst ein Semester «Demokratie Basics» besuchen müssen – gefolgt von zwanzig Wochen Bootcamp. Denn, ich sag's mal ganz direkt: Mit diesen wohlstandsverwöhnten jungen Leuten wird viel zu sanft umgegangen. Letztlich ist es ganz einfach: Wenn Studenten Debatten an ihren Unis nicht ertragen, sind sie nicht bereit und reif genug für ein Studium.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Marders Leibspeise

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 *g, g, g, d, e, e, d; h, h, a, a, g.* 10 Früher auf Schiffen als Frühwarnsystem angestellter Schläger von Pumuckls Schlag. 15 Die heitere Seite des Blues oder etwa epileptisches Gezappel zum frenetischen Geklimper. 16 Sogar bei guten gehen heutzutage aus Effizienzgründen lediglich die Sparlampen an. 17 Der Schupf im Titel, markiert am Ende von An den Anfang eines Matches. 18 Steht, könnte man meinen, für: Realityshows und Telenovelas am Laufmeter. 19 Fehlt Winston Lennon und Elton Hercules noch zu ihrem Ruhm. 20 Eine überwiegend inklusive Nebenform von neben. 21 Der Hannes von Barcelona oder die Maid of Orléans. 22 Er hat's nicht nur als Rocky oder Rambo faustdick hinter den Ohren. 23 Gemacht aufgemotzt, getrennt aus gutem Grund. 26 Die aberwitzige Folge von dreizehnmal schwarzer Kater von links. 27 Der, die oder doch eher das iAssi, quasi. 28 Die Energieeinheit darin. 29 «The menace» ist – keine Frage! – für Nachbar Wilson eine Plage. 30 Ist die kleine Raupe nimmer. 31 Das ständige Pfeifen oder Rauschen beim Lauschen, ein veritabler somatischer Klingelstreich.

Senkrecht — 1 Der dreiste Diebstahl dieser Steinfrucht macht die Waldbewohner rasend. 2 Schmäuschen oder Frittenhäuschen. 3 Potentieller Entzündungsherd, drückt gewaltig auf den Diamantenwert. 5 Dagoberts Onkel hat drei Neffen: Tick, Trick und __. 6 Verleiht Lehrplänen und Lebensläufen wenigstens wörtlich eine exotische Würze. 7 Aus grundsätzlichem Grund wie Verrottung, Versalzung oder Verseuchung verschmähter Grund. 8 Die Emsigen sind zumindest strukturell mit Bauerhähnen und Radlern verwandt. 9 Dafür – spielt in Salben eine basische Rolle – geht's den Schafen an die Wolle. 11 Los jugadores con los números ganadores machen bei dem Spiel das Spiel. 12 Was bekanntlich im Auge des Betrachters weilt, ist für ihn von höchster Wichtigkeit. 13 Ist so oder an ist ein ex-jugoslawischer Nationalkommunist. 14 Er erkennt nicht, dass die Unmöglichkeit des Erkennens das Erkennen ebendieser ebenfalls unmöglich macht. 24 Die fremdsprachige Stadt im Zentrum deutschsprachiger Städte. 25 Immerhin sprichwörtlich einheitlich ein Mass aller guten Dinge. 26 Geht der Magen zunächst nach oben, fährt der Parterreaufzug dahin.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 652



Waagrecht — 3 BL(eibe): Kanton Basel-Landschaft 6 WACHTRAEUME 11 IEDERMANN 14 IUX: Fez 15 EDNA Krabappel aus den Simpsons 16 RIESIG 17 WER 18 ENCORE: engl. Zugabe 19 TETRIS 21 ARCHAEOLOGEN 24 WHISKEYMIXER 30 KOELSCH: Mundart oder Bier 31 ME[TIER] 32 NS: Nanosekunde (nanos=Zwerg) 33 ORGANIST

Senkrecht — 1 MAENNCHEN 2 [ARME]E 3 BENITO Mussolini 4 LUNGE 5 LEIERN 6 WIDERWORT 7 HERO: Held oder Marke 8 AASFLIEGE 9 MEW: engl. miao(en) 10 KURIERE 12 Lieber den Spatz in der Hand als die Taube auf dem DACH 13 RIRE: franz. Gelächter 20 TEXTIL 22 ASSI: kurz für Assistent oder Asozialer 23 Eher geht ein Kamel durch ein Nadel-OEHR = es ist unmöglich 25 ILSE-Bilse 26 KCOB: rückwärts Bock 27 MMA: Mixed Martial Arts (Kampfsport) 28 Der japanische IEN 29 EIS: «auf dem Wasser gehen»

Lösungswort — MINIFAHRRER

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



PATEK PHILIPPE

GENEVE

BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



EINE PATEK PHILIPPE GEHÖRT EINEM NIE GANZ ALLEIN.

MAN ERFREUT SICH EIN LEBEN LANG AN IHR, ABER EIGENTLICH
BEWAHRT MAN SIE SCHON FÜR DIE NÄCHSTE GENERATION.

WELTZEITUHR REF. 5230R

Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com